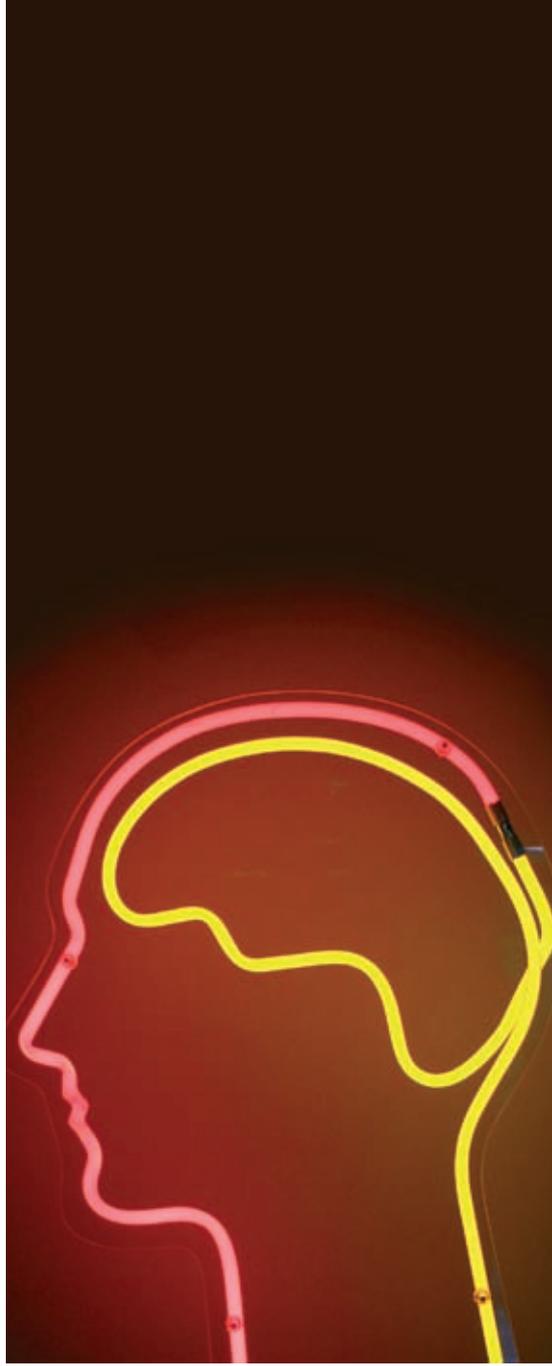


BAND 14

Mentale Infrastrukturen

Wie das Wachstum in die Welt und in die Seelen kam

Von **Harald Welzer**



MENTALE INFRASTRUKTUREN

**HEINRICH BÖLL STIFTUNG
SCHRIFTEN ZUR ÖKOLOGIE
BAND 14**

Mentale Infrastrukturen

Wie das Wachstum in die Welt und in die Seelen kam

Von Harald Welzer

Herausgegeben von der Heinrich-Böll-Stiftung

Über den Autor

Prof. Dr. Harald Welzer ist Direktor des Center for Interdisciplinary Memory Research am Kulturwissenschaftlichen Institut in Essen. Zudem lehrt er Sozialpsychologie an der Universität Witten/Herdecke. Seine Arbeitsschwerpunkte liegen bei den Themen Erinnerung, Gruppengewalt und Klimakultur. Zahlreiche Veröffentlichungen, zuletzt: *Das Ende der Welt, wie wir sie kannten* (mit Claus Leggewie); *Klimakriege. Wofür im 21. Jahrhundert getötet wird*.

Der Autor dankt Susanne Quehenberger und Vanessa Stahl für Recherchen und Gedanken.



Diese Publikation wird unter den Bedingungen einer Creative-Commons-Lizenz veröffentlicht: <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/de/>

Eine elektronische Fassung kann heruntergeladen werden. Sie dürfen das Werk vervielfältigen, verbreiten und öffentlich zugänglich machen. Es gelten folgende Bedingungen: Namensnennung: Sie müssen den Namen des Autors/Rechteinhabers in der von ihm festgelegten Weise nennen (wodurch aber nicht der Eindruck entstehen darf, Sie oder die Nutzung des Werkes durch Sie würden entlohnt). Keine kommerzielle Nutzung: Dieses Werk darf nicht für kommerzielle Zwecke verwendet werden. Keine Bearbeitung: Dieses Werk darf nicht bearbeitet oder in anderer Weise verändert werden.

Mentale Infrastrukturen

Wie das Wachstum in die Welt und in die Seelen kam

Von Harald Welzer

Band 14 der Schriftenreihe Ökologie

Herausgegeben von der Heinrich-Böll-Stiftung 2011

Gestaltung: graphic syndicat, Michael Pickardt (nach Entwürfen von blotto Design)

Titel-Photo: Dierk Schaefer, flickr.com

Druck: agit-druck

ISBN 978-3-86928-050-9

Heinrich-Böll-Stiftung, Schumannstraße 8, 10117 Berlin

T +49 30 28534-0 **F** +49 30 28534-109 **E** info@boell.de **W** www.boell.de

INHALT

Vorwort und Einführung	7
1 Wachstum als mentale Infrastruktur	11
2 Aus Fremdzwang wird Selbstzwang	15
3 Unendliches Wachstum	18
4 Energie und Mobilität	21
5 Arbeit und Wachstum	24
6 Endlichkeit der Ressourcen und Tod	26
7 Der globalisierte und flexibilisierte Mensch	28
8 Konsumismus. Was Produkte über uns erzählen	30
9 Der Locked-in-Effekt	34
10 Was heißt «Umbau der carbonen Gesellschaft»?	37
11 Wie möchten wir gelebt haben?	40
Literatur	43

VORWORT UND EINFÜHRUNG

Kritik am alles dominierenden Paradigma des Wirtschaftswachstums ist mit der Finanz- und Wirtschaftskrise der letzten Jahre wieder gesellschaftsfähig geworden. Auch der Klimawandel und erst recht die japanische Nuklearkatastrophe lösen intensives Nachdenken aus. Kann unsere Wirtschaft tatsächlich ewig weiterwachsen? Ist unsere Konsumwelt eigentlich zukunftsfähig? Kann Wirtschaftswachstum in Industrieländern überhaupt ein legitimes Ziel sein, wenn die Weltwirtschaft jetzt schon an ihre ökologischen Grenzen stößt und weit mehr als eine Milliarde Menschen hungern? Werden wir so weitermachen können? Diesen Fragen geht der Sozialpsychologe und Publizist Harald Welzer im vorliegenden Essay nach.

Der Großteil der Wachstumskritik zielt auf die politische und ökonomische Sphäre des Wachstumszwangs. Die Apologeten dieser Sphären vertreten die Ansicht, die Existenz des Zinses und der internationale Standortwettbewerb bedingen den kapitalistischen Wachstumszwang. Ein weiteres Argument: Die hohen Staatsschulden und die Notwendigkeit, die sozialen Sicherungssysteme aufrecht zu erhalten und gesellschaftliche Umverteilung zu ermöglichen, zwingen zum stetigen Wirtschaftswachstum.

Wirtschaft und Politik sind sicherlich Wachstumstreiber. Aber sie sind deshalb auch zentrale Akteure, wenn es ums Umsteuern geht. Wie die Menschen – als Individuen und in gesellschaftlichen Zusammenhängen – mit dem auf Wachstum ausgerichteten Gesellschafts- und Lebensmodell auf Engste verwoben sind, das versucht Welzer in seinem Essay auszuleuchten.

Das Wachstum als Wille und Vorstellung herrsche nicht nur in Konzernzentralen, an Börsen oder in Ministerien, argumentiert der Autor, sondern auch in unseren Köpfen. Die materiellen Güter dienen längst nicht mehr alleine den elementaren Bedürfnissen wie Nahrung, Wohnen, Gesundheit, Bildung und Vitalität. Materielle Güter sagen auch etwas aus über den sozialen Status und über Beziehungen, über kulturelle Vorlieben.

Tatsächlich prägen sie Zugehörigkeit und Identität. Wir kennen sie alle: die Lust nach etwas Neuem, nach steigendem Einkommen, nach Besitz, nach immer exotischeren Urlaubsreisen. Die Vorstellung vom «unendlichen Wachstum» ist seit der industriellen Revolution gleichsam in unseren emotionalen und kognitiven Haushalt eingebettet, so Welzer. Das äußert sich etwa in Karrierewünschen und Aufstiegsplänen im Job, ebenso in der Selbstfindungssuche nach dem «wahren Ich» oder einer «höheren Erkenntnisstufe». Der moderne Mensch ist der Schmied seines eigenen Glückes, er will etwas aus seinem Leben machen, und zwar nicht nur einmal, sondern immer wieder aufs Neue, um stetig seine Zufrieden-

heit zu steigern. «Das Neue liefert Vielfalt und Aufregung und lässt uns träumen und hoffen. Mit seiner Hilfe können wir Träume und Sehnsüchte nach einem idealen Leben erforschen und der gelegentlich doch recht harten Lebensrealität entkommen» – so auch Tim Jackson in seinem Buch *Wohlstand ohne Wachstum*.

Diese Lust nach Neuem, nach Konsum und Wachstum ist, wie Harald Welzer in seinem Essay zeigt, als «mentale Infrastruktur» in den Wünschen, Hoffnungen und Werten jedes Einzelnen, in unseren Innenwelten verankert. So kommt es, dass das System nicht nur die «Lebenswelt» (Habermas) kolonialisiert, sondern dass wir durch unsere Lebenswelt auch das System konstruieren, das wir «verdienen».

Auch wenn Harald Welzers Erkenntnis zunächst theoretisch und abstrakt erscheint, so hat sie doch ganz unmittelbare praktische und politische Konsequenzen: Die «große Transformation», die unsere Gesellschaft in eine nachhaltige Zukunft beamen und den Kollaps der Biosphäre verhindern soll, verlangt eben nicht nur technische und politische Lösungen. Sie hat auch eine sozial-psychologische und kulturelle Dimension. Ökonomische Innovationen und veränderte Rahmenbedingungen, Solarpanels und Ökosteuern alleine reichen nicht. Nachhaltigkeit erfordert auch soziale Innovationen und eine gesellschaftliche Transformation.

Hier knüpft Welzer an vier Jahrzehnte Diskussion über nachhaltige Lebensstile, Suffizienz und ethisches Konsumverhalten an und hebt die Lebensstil-Debatte in eine neue Dimension. Es geht nämlich nicht bloß darum, Empfehlungen für korrektes Verhalten auszusprechen, also gut gemeinte Ratschläge zu erteilen, doch bitte mal aufs Auto zu verzichten oder weniger Fleisch zu essen. Ebenso wenig reicht es aus, sich zu fragen, wie viel materieller Besitz für die persönliche Zufriedenheit genug wäre. Das zeigen nicht zuletzt die postmodernen «Lohas» («lifestyle of health and sustainability»), die oft ein sehr hohes Umweltbewusstsein und trotzdem einen immer noch viel zu großen ökologischen Fußabdruck haben – durch Konsum von iPad, Beamer und Seychellen-Reise als Beitrag zur Selbstverwirklichung und individuellen Zufriedenheit. Wenn die große Transformation gelingen soll, dann muss eine noch tiefere Ebene der Selbstreflexion einbezogen werden: Wir müssen die Mechanismen und Prinzipien durchschauen, auf denen unsere Ideale und Wünsche, unsere Vorstellungen und Empfindungen von Zufriedenheit fußen. Denn diese werden durch unsere mentalen Infrastrukturen ein gutes Stück vorgegeben.

Welzer zeigt, wie wir uns als Gestalterinnen und Gestalter unserer eigenen Persönlichkeitsentwürfe und Biographien laufend selbst zum (Konsum-)Wachstum, zum Mehr antreiben. Dies zu erkennen, ist der erste Schritt in die richtige Richtung. Und dies wiederum ist die Grundlage, um den Wachstumszwang nicht nur vom System zu lösen, sondern «in uns drinnen», in unseren mentalen Infrastrukturen aufzulösen. Womöglich werden wir dann dem Wunsch nach «Weniger ist mehr» näher kommen oder die Frage «Wie viel ist genug für ein gutes Leben?» anders beantworten können.

Um diese mentalen Infrastrukturen zu verändern, braucht es zweierlei: neue Leitvorstellungen, aber auch das aktive, konkrete Ausprobieren von neuen Lebensentwürfen. Mit dem Dreiklang «Fortschritt», Wohlstand» und «Wachstum»,

der seit der Industrialisierung unsere mentalen Infrastrukturen prägt, kann jedenfalls kaum eine verantwortungsvolle, nachhaltige und auf Fairness zielende Gesellschaft begründet werden. Wie aber können wir das «rastlose Begehren» umdrehen in ein erfülltes Leben, das nicht ständig nach Neuem schreit? Wir brauchen, sagt Harald Welzer, eine Geschichte, die wir über uns selbst erzählen können – und zwar aus der Perspektive einer möglichen Zukunft: Wer möchte ich einmal gewesen sein? Wie möchte ich die Welt in 20 Jahren eingerichtet sehen, wie möchte ich sie meinen Kindern hinterlassen?

Die Frage zu beantworten, wie man im Jahr 2030 oder 2050 gelebt haben möchte, und darüber Visionen zu entwickeln, die Menschen bewegen und neue Identitäten stiften, kann nicht nur abstrakt gelingen. Sie muss das Ausprobieren von konkreten Lebensentwürfen einbeziehen. Denn das «business-as-usual» der uns allgegenwärtig umgebenden materiellen und institutionellen Infrastrukturen (Supermärkte, Autobahnen, Allverfügbarkeit und Leistungsdruck) haben eine ungeheure Macht, weil wir uns täglich in ihnen bewegen und sie deshalb zwangsläufig bejahen oder unterstützen. Erst wenn jede(r) für sich konkret lebt und erlebt, wie sie und er sich eigentlich wünschen zu leben, erst dann können sich die mentalen Infrastrukturen verändern.

Deswegen ist es dann doch wichtig, einfach vom Auto häufiger auf den Zug umzusteigen, statt der exotischen Ferne die Region auszukundschaften, statt der Karriere mal die Familie oder mehr Zeit im Freundeskreis vorzuziehen. Nicht weil solches Handeln gleich die Welt verbessern würde; dazu bleibt es zu singulär und machtlos. Aber weil es jedem Einzelnen eine bessere Vorstellung und Gewissheit vermitteln kann, wie es sich nachhaltig gut leben lässt. Es geht also auch darum, Angst und Hemmschwellen abzulegen, Neues auszuprobieren, im sozialen Miteinander und im besseren Einklang mit den natürlichen Lebensgrundlagen. Erst wenn sich der Protest gegen das Fliegen und nicht gegen die Flughäfen wendet, bringt Welzer es auf den Punkt, bietet er eine handfeste Intervention gegen die materiellen, institutionellen und mentalen Infrastrukturen des Wachstumszeitalters.

Auf Basis von wachstumsbefriedeten ökonomischen und gesellschaftlichen Leitbildern wird es dann vielleicht auch eher gelingen, gegen den Wachstumszwang anzugehen, der unser System bestimmt. Bei sich selbst anzufangen sitzt dann nicht nur der Vorstellung auf, die Gegenwart gleich verbessern zu können. Wenn wir im Kleinen Formen des Gemein-Wirtschaftens («commoning») praktizieren, die jenseits der Marktökonomie auf Reziprozität und Austausch und nicht auf Profitsteigerung ausgerichtet sind, dann können hieraus auch die Umrisse einer Postwachstumsökonomie entwickelt und eine Gesellschaft greifbarer gemacht werden, die die ökologischen Grenzen der Erde anerkennt.

Berlin, im April 2011

Barbara Unmüßig
*Vorstand der
Heinrich-Böll-Stiftung*

Tilman Santarius
*Referent für Internationale
Klima- und Energiepolitik*

1 Wachstum als mentale Infrastruktur

Der Aufstieg des Wachstumskonzepts zum wirtschaftspolitischen Zentralbegriff der Industrienationen vollzog sich in verblüffend kurzer Zeit. Die lediglich einige Jahrzehnte umfassende Zeitspanne, in der der Wachstumsbegriff etwa in der Ökonomik eine prominente Rolle spielt, und der Stellenwert, den er wirtschaftstheoretisch hat, steht in gar keinem Verhältnis zu der nachgerade magischen Bedeutung, die ihm die Politik als Allheilmittel für allgemeine Prosperität, Abdämpfung sozialer Ungleichheit, Bekämpfung der Arbeitslosigkeit etc. zuschreibt. Keine Politikerin und kein Politiker kann es sich heute leisten, wirtschaftspolitische Konzepte zu vertreten, die eine dezidierte Abkehr von der Zivilreligion des Wachstums bedeuten – entweder setzt man, wie die liberal-konservativen Parteien und die sozialromantische «Linke» auf den klassischen Wachstumsbegriff, um Politikziele zu definieren, oder – wie die «Grünen» und auch Teile der Sozialdemokratie – auf die Möglichkeit einer Entkoppelung von Wirtschaftswachstum und Ressourcenverbrauch und spricht dann vom qualitativen Wachstum. Unabhängig davon, wie realistisch Entkoppelungsvorstellungen sind (zur Kritik siehe etwa Paech 2011; Sommer/Welzer 2010), zeigt sich in ihrer Propagierung jedenfalls die ungebrochene Prominenz des Wachstumskonzepts als Zentralkategorie des Realpolitischen. Die Alleinstellung des Wachstumskonzepts erfüllt nicht zuletzt auch die Funktion, keinen Plan B – also etwa den einer wachstumsbefriedeten oder Postwachstums-Gesellschaft – entwickeln zu müssen. So wie die Sozialdemokratie der Nachkriegszeit auf Wachstum als Befriedungsinstrument zur Entschärfung sozialer Ungleichheit setzte, so setzen die demokratischen Parteien heute auf Wachstum als Monostrategie zur Aufrechterhaltung eines wirtschaftlich wie sozial fragilen Status Quo.

Das Fehlen jeder Alternative zum Wachstumskonzept in allen Parteien macht nicht nur einmal mehr seinen sakrosankten Charakter deutlich, sondern zeigt zugleich an, dass die Entwicklung alternativer Strategien zur Erreichung und Aufrechterhaltung zukunftstauglicher Lebensverhältnisse sofort die bestehende Wirtschafts- und Gesellschaftsform in Frage zu stellen droht: So befindet sich jegliche Erwägung zu einer Wirtschaft ohne Wachstum unmittelbar in eklatantem Widerspruch zum kapitalistischen Wirtschaftsprinzip, das ja auf die Produktion von Mehrwert setzt, und jeder einzelne Schritt zur Post-Wachstumsgesellschaft – wie etwa lokale Tauschwirtschaften und Währungen etc. – stellt automatisch auch die geläufigen Verkehrsformen der Geld- und Kreditwirtschaft in Frage.

Insofern verknüpft sich mit der Wachstumsfrage automatisch immer die Frage ums Ganze des gegenwärtigen, immerhin über zwei Jahrhunderte ungeheuer erfolgreichen Gesellschaftsmodells – kein Wunder, dass da kaum jemand dran rühren mag. Tatsächlich erfüllen die gegenwärtigen Debatten über Entkoppelung hier und die Entwicklung anderer Wohlstands- und Glücksindeizes dort vor allem die Funktion, die Illusion aufrechtzuerhalten, man könnte im Rahmen des Bestehenden hinreichend viele Stellschrauben nachjustieren, um die negativen Umweltfolgen des Wirtschaftswachstums zu mindern, das Bestehende selbst aber unbeschadet lassen. Dieser weder wissenschaftlich noch wirtschaftspolitisch begründbare Illusionismus belegt selbst, wie magisch und zwingend das Wachstumsdenken geworden ist. Da dies, wie gesagt, in eigenartigem Kontrast zu der historischen Zeitspanne seiner Prominenz steht, liegt der Verdacht nahe, dass es neben ökonomischen und politischen Begründungen für den Wachstumszwang noch eine tiefere Dimension geben könnte, die im mentalen Bereich angesiedelt ist. Mit dieser Dimension des Wachstumskonzepts wird sich der folgende Essay befassen.

Lebenswelten sind nicht nur durch materielle und institutionelle Infrastrukturen bestimmt, sondern auch durch mentale. Vorstellungen über Freiheit, Mobilität, Glück etc. sind ebenso durch historisch spezifische Wirtschafts- und Gesellschaftsformationen geprägt wie etwa Lebenslaufkonzepte und Biographiemuster. Die Außenwelt übersetzt sich bei Menschen deshalb immer auch in ihre Innenwelt, weil sie – wie die Neurobiologie zeigt – über ein plastisches Gehirn verfügen, das Umwelterfahrungen im Verlauf der Ontogenese in die neuronale Verschaltungsarchitektur des sich entwickelnden Gehirns einbaut. Diese in der Biosphäre einzigartige Neuroplastizität sorgt dafür, dass man das menschliche Gehirn als ein biokulturelles Organ (Shore 1996; Markowitsch/Welzer 2005; Hüther 2001; Tomasello 2002) verstehen muss, dessen Entwicklungsbedingungen nicht allein biologische, sondern immer auch kulturelle sind. Diese erst neuerdings prominent gewordene neurowissenschaftliche Perspektive hat einen sozialwissenschaftlichen Vorläufer in der Zivilisationstheorie von Norbert Elias, der die Parallelität von Psycho- und Soziogenese anhand der Untersuchung von Zivilisierungsschritten und Persönlichkeitsformationen aufgewiesen hat (Elias 1969). Und schon Marx hatte in der Figur des doppelt freien Lohnarbeiters den Zusammenhang von kapitalistischer Wirtschaftsform und Subjektformation dargelegt – wie später dann Max Weber in der «Protestantischen Ethik» oder Georg Simmel in der «Philosophie des Geldes.»

In der gegenwärtigen Wachstumsdebatte fehlen solche Erwägungen und theoretischen Bezugnahmen völlig – ebenso wie in den Vorstellungen über eine dritte industrielle Revolution (BMU 2008) bzw. über eine postcarbone Gesellschaft. Wege aus dem Wachstum und Strategien hin zur postcarbonen Gesellschaft werden vorwiegend auf technologischer und ordnungs- und anreizpolitischer Ebene gesucht; Lebenswelt und Mentalitäten tauchen als Variablen in den technoiden Szenarien der «Dritten Industriellen Revolution» nicht auf; in den Politikstilen der Gegenwart schon gar nicht. Deshalb scheint ein Blick auf

die Genese der mentalen Infrastrukturen in den frühindustrialisierten Ländern überfällig, weil er Hinweise auf die soziologischen und psychologischen Hürden und Locked-in-Strukturen geben kann, die den Umbau von der Wachstums- zur Postwachstumsgesellschaft so außerordentlich schwierig machen.

Es mag für den Zweck des vorliegenden Papiers ausreichend sein, in Anlehnung an Sachs (2009), Miegel (2010), Seidl/Zahrnt (2010), Jackson (2011) und andere darauf hinzuweisen, dass die ökonomische Wachstumsdynamik direkt an das fossile Zeitalter, also an die Industrialisierung gebunden ist: Erst die Nutzung fossiler Energien – Kohle, Erdöl, Erdgas – erlaubte jene ungeheueren Produktivitätssteigerungen, die ein rasantes Wirtschaftswachstum ermöglichten. Während das vormoderne Wirtschaftswachstum auf etwa 0,05 Prozent per Annum taxiert und selbst diese geringe Rate vor allem auf das Bevölkerungswachstum zurückgeführt wird, verzeichneten die frühindustrialisierten Gesellschaften jene enormen Wachstumsraten, die auch heute noch für viele Ökonomen und Wirtschaftspolitiker das Idealbild einer funktionierenden Wirtschaft kennzeichnen. Man würde freilich, wie Jürgen Osterhammel in seiner monumentalen Studie zum 19. Jahrhundert gezeigt hat, die «Verwandlung der Welt» zu eindimensional deuten, wenn man sie allein auf den Einsatz fossiler Energien zurückführen würde; die Durchschlagskraft dieser Verwandlung speist sich auch aus den interdependenten Entwicklungsprozessen im Handel, im Wissen, in der Technologie und nicht zuletzt in der Nationenbildung; andernfalls wäre die Beschränkung der Industrialisierung auf zunächst England, Deutschland und Nordamerika nicht zu erklären. Promotoren von Wachstumsvorstellungen liegen mithin auch im Markt, in der Wissenschaft, im Kolonialismus und nicht nur in der Energieerzeugung, so dass man von einer soziotechnischen Figuration sprechen kann, in der sich die Welt zu verwandeln beginnt. Und damit auch die Vorstellungen darüber, was Entwicklung, Fortschritt, Wachstum, Bildung etc. eigentlich sind. Die Unendlichkeitsvorstellung in Verkoppelung mit immerwährendem Wachstum konnte erst mit der Befreiung der Wirtschaft von den biologischen Grenzen der Wertschöpfung in die Welt kommen. Entwicklung, Fortschritt, Wachstum finden in diesem Prozess auch subjektive Korrelate: etwa in dem sich selbst beobachtenden und Rechenschaft ablegenden «ökonomischen Menschen».

Bei all dem ist durchaus erstaunlich, dass das Wachstumskonzept in die ökonomische Theorie erst vergleichsweise spät eingewandert ist. Als Zeitkern wird hier die Zeit der «Great Depression» genannt, vor allem aber die Systemkonkurrenz zwischen den kapitalistischen Staaten und der (sowjet-)kommunistischen Hemisphäre, deren Wettbewerb in kommensurablen Wachstumsraten ein probates Maß fand. Den entscheidenden Schub erfuhr das Wachstumskonzept aber erst in der Nachkriegszeit, als man in den westeuropäischen Gesellschaften auf stetiges Wirtschaftswachstum setzte, um soziale Ungleichheiten relativ zu reduzieren und eine möglichst breite Teilhabe am wachsenden Wohlstand zu gewährleisten. Zum Wachstumsparadigma in der Wirtschaft trat Wachstum als Staatsaufgabe. Die enge Koppelung der normativen Vorstellung vom sozialen Frieden an das kontinuierliche Wirtschaftswachstum ist wohl am stärksten für

die heutige Tiefenimprägung der Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik durch die Leitvorstellung des unendlichen Wachstums verantwortlich. Die institutionellen Infrastrukturen regulieren das Wachstum, die materiellen manifestieren es, die mentalen übersetzen es in die lebensweltliche Praxis. Sie statten die Bewohner der Wachstumsgesellschaften mit den dazugehörigen Selbstkonzepten und Biographien aus.

2 Aus Fremdzwang wird Selbstzwang

Zunächst: Jede Wachstumsvorstellung setzt grundsätzlich voraus, dass sich ein künftiger Zustand durch irgendein «mehr» gegenüber der Gegenwart auszeichnet. Die Vorstellung vom Wachstum setzt also eine Vorstellung von Zukunft voraus, und das ist eine Kategorie, die – so seltsam das heute erscheinen mag – bis in das 17. Jahrhundert hinein weitgehend inexistent war. Wenn von Zukunft die Rede war, dann im Sinne von «adventum», der Wiederkehr Christi am Ende der Zeiten, nicht als zu erreichender anderer Zustand in der irdischen Existenz (Hölscher 2010, S. 25). Belegen lässt sich diese Zukunftslosigkeit klassischer Kosmologien und auch damit, dass die meisten Grammatiken früher gar keine Zeitform «Futur» vorsahen; die heutige Form des Futurs ist eine späte Hilfskonstruktion des ausgehenden Mittelalters (Ebd.). Mit anderen Worten: Die Vorstellung einer zukünftigen Extension oder Expansion irgendeines Aspektes des Lebens ist historisch recht jung. Dasselbe gilt für ihr subjektives Korrelat, nämlich die auf einen individuellen Lebenslauf bezogene Zukunft, die Autobiographie.

Biographie und Lebenslauf im heutigen Sinn sind selbst ein Produkt der Moderne: Unter gesellschaftlichen Verhältnissen, die von einem statischen Machtgefüge und einer unumstößlich scheinenden Ordnung geprägt sind, ist die Autobiographisierung ebenso wie die Individualität geringer ausgeprägt oder gar nicht vorhanden. Das liegt daran, dass es weniger an den Ambitionen und Leistungen der einzelnen liegt, wo sie ihren gesellschaftlichen Platz einnehmen; dieser Platz hängt ganz einfach davon ab, in welche Situation und gesellschaftliche Lage sie hineingeboren werden. Von Biographie und Lebenslauf im modernen Sinn kann erst ab jenem Individualisierungsschub die Rede sein, der durch den massenhaften Arbeitskräftebedarf der neu entstehenden Industrien und die damit verbundene Entbettung der Arbeitskraft aus traditionellen Verhältnissen möglich wird. Während die Einzelnen unter vormodernen Bedingungen fest in ständische, lokale und häusliche Zusammenhänge eingebunden sind und ihre soziale Position nicht oder nur höchst ausnahmsweise durch eigene Anstrengung verändern können (Imhof 1984; Brose/Hildenbrand 1988; Kohli 1988), wird der als Sozialtypus erstmals auftretende «doppelt freie Lohnarbeiter» (Marx 2008) zum Verantwortlichen für seine eigene Biographie. Diese Verflüssigung der sozialen Positionen betrifft in noch höherem Maße Handwerker, Kaufleute, Fabrikanten, und es ist kein Zufall, dass die großen Entwicklungs- und Bildungsromane von Goethes «Wilhelm Meister» bis Moritz' «Anton Reiser» in

dieser Formationsperiode entstehen. Die sich entwickelnde Pädagogik entwirft ein Biographiemodell, das von der Vorstellung bestimmt ist, dass die «Anlagen» der Individuen unter bestimmten Bedingungen besser oder schlechter «entwickelt» werden können. Hier tritt nun deutlich der Gedanke ins zeitgenössische Bewusstsein, dass Menschen nicht durch eine göttlich vorgegebene Positionalität fixiert und mit einer unveränderlichen Persönlichkeit ausgestattet sind, sondern sich «bilden», «entwickeln», «entfalten» können, mithin «etwas aus sich machen», «wachsen», «etwas erreichen» müssen. Sprichworte wie das, dass jeder seines Glückes Schmied sei, geben diesem Biographiemodell griffigen Ausdruck; so etwas ist vormodern gar nicht denkbar.

Eine Biographie, die äußerst starken Selbstgestaltungserwartungen unterliegt und ein hohes Maß an Zukunftsorientierung voraussetzt, entsteht als mentale Formation also erst im Zuge der Etablierung moderner Gesellschaften, obwohl wir sie heute für «natürlich» halten. Soziologische Theorien, besonders die Zivilisationstheorie von Norbert Elias (1969), können zeigen, wie sich historische Veränderungsprozesse in Modifikationen auf der individuellen Verhaltensebene niederschlagen – wie also Veränderungen im Großen, in der Herrschaftsorganisation, der Ökonomie, der Mobilität, der Kommunikation etc., mit Veränderungen im Einzelnen, seinem Habitus, seiner Subjektivität zusammenhängen. Elias' Theorie geht, in kurzen Worten, davon aus, dass im Zuge der Gesellschaftsentwicklung die Handlungsketten durch Arbeitsteilung und Ausdifferenzierung von Funktionen immer länger werden, was bedeutet, dass die Interdependenzen zwischen den Menschen sowohl qualitativ als auch quantitativ immer weiter anwachsen.

Natürlich ist ein solcher Vorgang dem Einzelnen, der an ihm teilhat, nicht bewusst – Regulierungen dieser Art finden in der Praxis, nicht im Bewusstsein statt, sind aber gerade deshalb desto wirkungsmächtiger. Sie äußern sich langfristig in Habitusveränderungen, die auch einen Umbau der inneren Verfassung, der Psychologie der Menschen im Zuge des Zivilisierungsprozesses anzeigen. Elias' Theorie beschreibt eine fortschreitende Veränderung des Verhältnisses, in dem Selbst- und Fremdwänge zueinander stehen. Wird etwa unter feudalen Verhältnissen gesellschaftliche Macht durch Androhung und Ausübung direkter Gewalt sichergestellt, zeichnen sich moderne Gesellschaften durch ein beständiges Absinken des direkten Gewaltniveaus aus, also durch ein Schwinden von Fremdwängen. Im selben Zug wachsen aber die Selbstzwänge an, also die Regulierungen, denen jemand folgt, ohne dass er einer direkten Macht unterworfen wäre. Das kann man zum Beispiel mit der Durchsetzung des industriellen Arbeitstags illustrieren: Während, wie von Edward P. Thompson (1987) klassisch beschrieben, die Arbeiter in der Frühphase der Industrialisierung mit Knebel und Peitsche, dazu angehalten wurden, ihre 12 Stunden in der Fabrik zu verbringen, insbesondere montags nicht zur Arbeit erschienen und nicht selten regelrecht dahin geprügelt wurden, wird später der industrielle Arbeitstag in seiner langsam erkämpften 8-Stunden-Rhythmisierung zur scheinbar natürlichen und selbstverständlichen Norm, in deren Synchron-

takt die Wach-, Schlaf- und Rekrationsrhythmen aller Gesellschaftsmitglieder, vom Kleinkind bis zur Rentnerin, eingebunden sind. Heute ist nicht mehr die Verkürzung der Arbeitszeit, sondern der Besitz von Arbeit der selbstverständliche Zweck aller Anstrengung – einem Arbeiter des 19. Jahrhunderts wäre diese libidinöse Dimension der Arbeit ziemlich pervers vorgekommen. Der Blue Monday ist faktisch wie mental eine ferne Vergangenheit: Aus Fremdzwang ist Selbstzwang geworden.

Insgesamt gab es keine Epoche in der Menschheitsgeschichte, die ein vergleichbares Ausmaß an zeitlicher Synchronisierung hervorbrachte wie das 19. Jahrhundert. Am Ende einer Entwicklung, die nicht nur die Zeittakte des industriellen Arbeitstages, sondern vor allem auch die Vereinheitlichung der international zunächst völlig unterschiedlichen Eisenbahnzeiten und die Ordnung der Welt in unterschiedliche Zeitzonen hervorbrachte, stand ein weltweit einheitliches Zeitregime (Osterhammel 2009, S. 119), gleichfalls ein historisch junges Phänomen, das eine so erstaunliche Verinnerlichung durchlaufen hat, dass kaum mehr bewusstseinsfähig ist, dass die Moderne so etwas wie «natürliche Zeitrhythmen» gar nicht kennt.¹

Veränderungen im Gesellschaftsgefüge bringen andere Sozialformen und andere Praktiken und damit psychisch andere Menschen mit anderen Bedürfnissen hervor. Die gesellschaftliche Bedeutung von Kategorien wie Pünktlichkeit, Selbstdisziplin, Rechenschaft, «gute Arbeit» (Lüdtke 2002) etc. zeigt die Entwicklung von Biographien an, deren Träger sich in hohem Maße dessen bewusst sind, dass ihr eigenes Wohlergehen und ihr Erfolg nicht von fremden oder göttlichen Mächten abhängig sind, sondern vor allem von ihnen selbst und ihrer gelingenden Einpassung in sich bewegende Sozialgefüge. Phänomene wie dieses zeigen, dass Soziogenese und Psychogenese zwei Seiten desselben Vorgangs sind. Deshalb ist die Wachstumsidee nicht nur in Wirtschaft und Politik verankert, sondern auch im psychischen Aufbau der Menschen, die in den entsprechenden Gesellschaften aufwachsen.

1 Man betrachte nur mal niederländische Malerei aus dem 15. und 16. Jahrhundert, um erstaunt festzustellen, dass die dargestellten Personen, etwa in den Brueghelschen Jahreszeitenbildern, zeitlich desynchronisiert sind: Immer findet man beispielsweise inmitten der handelnden, schlittschuhlaufenden oder werkenden Personen auch solche, die einfach schlafen.

3 Unendliches Wachstum

Es ist die historische Konstellation aus früher Industrialisierung, Aufklärung, protestantischer Rechenschaftskultur, Berufsförmigkeit und Kreditwirtschaft, in der jene Mentalitäten und Identitätsformationen sich ausgebildet haben, die unsere Selbst- und Weltwahrnehmung, unsere Deutungsmuster und Lebensziele auch heute in der Tiefe prägen. Die Verinnerlichung dessen, was man sein kann und sollte, ist nun freilich nicht nur eine Befreiung aus den äußeren Zwängen der Positionalität gewesen, sondern sie ging einher mit ganz neuen, zuvor unbekanntem Orientierungsnotwendigkeiten und Lasten: Kategorien wie Selbstverantwortung, Disziplin, Wille werden in dem Augenblick für heranwachsende Individuen bedeutsam, wo man nicht nur «etwas aus sich machen» *kann*, sondern eben auch *muss*. Denn wie der Lohnarbeiter frei ist, sich jenseits feudaler Zwänge dort zu verdingen, wo es für ihn am günstigsten ist, so ist er, wie es bei Marx heißt, zugleich frei, «seine Haut zu Markte zu tragen» – also auch den Orientierungs- und Versorgungssicherheiten der unfreien Existenz entbunden. «Der historische Prozess der Individualisierung bedeutet in dieser Perspektive, dass die Person sich nicht mehr über die Zugehörigkeit zu einer sozialen Position bzw. die Mitgliedschaft in einem sozialen Aggregat konstituiert, sondern über ein eigenständiges Lebensprogramm» (Kohli 1988, S. 35).

War vormodern der Lebensweg eine weitgehend variationslose Zeitspanne vor dem Tod, nach dem immerhin die erfreuliche Perspektive auf ein jenseitiges Glück wartete, ergab sich mit der Freiheit der Gestaltung des eigenen Lebenswegs eben auch der Zwang, «ein Lebenswerk auf Erden» vorweisen zu müssen (Brose/Hildenbrand 1988, S. 13). Und mit diesem Zwang entsteht ein permanenter Bedarf nach Orientierung und Selbstvergewisserung. Die faktische und gefühlte Notwendigkeit, «in sich selbst soviel Welt als möglich zu ergreifen», wie es Wilhelm von Humboldt formulierte, erzeugt einen wachsenden Druck, ökonomisch auch mit sich selbst und seinem Leben umzugehen. Nunmehr kann auch dies mehr oder weniger erfolgreich «geführt» werden, und solche Lebensführung erfordert Kontrolle, Maß und Beobachtung, kurz: ein hohes Selbstzwangsniveau.

«So viel Welt als möglich» – in dieser emphatischen Formulierung scheint der bürgerlich-kapitalistische Wertehorizont des unendlichen «besser, weiter, mehr» nach innen gewendet auf: Auch das Selbst wird zu einer kontinuierlichen Entwicklungsaufgabe mit festgelegten Stufen und Zielen – der biographische

Erfolg wird messbar. Der «ökonomische Mensch»² (Joseph Vogl) zeichnet sich, wie wir alle, dadurch aus, dass er in einem genau und immer fester gefügten Universum von Prüfungen, Bilanzierungen und Rechenschaftsberichten seine eigenen Entwicklungsfortschritte zu dokumentieren und nach innen wie nach außen zu rechtfertigen hat. Der ökonomische Mensch und seine Selbstbeobachtungsstrategie bildet sich zunächst – wie schon Max Weber in seiner berühmten Studie «Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus» dargelegt hat – am Typus des bürgerlichen Unternehmers und «Berufsmenschen» heraus, der jede Bewegung in seinen Geschäftsgängen akribisch erfasst und beständig auf der Suche nach Optimierungen seiner Abläufe und Verfahren ist: «Mit den Geschäftsbüchern wird ein geschäftliches Tagebuch geführt, das den Geschäftsverkehr am Leitfaden aller eintreffenden Begebenheiten kontrolliert und sehr bald als schriftliche Disziplin der kontinuierlichen Selbstüberprüfung fortgesetzt wird – nicht von ungefähr hat man im Rechnungswesen eine der Quellen des modernen Tagebuchführens erkennen wollen. Jeder Tag ist gewissermaßen Bilanz- und Gerichtstag und wird gemustert nach seinem Ertrag» (Vogl 2009).

Joseph Vogl beschreibt die kaufmännische Praxis des Buchhaltens als Dispositiv, das eine ständige Beobachtung und Kontrolle wechselnder Ereignisse ermöglicht. Die Buchhaltung verwaltet Ereignisse, indem sie diese selektiv in verschiedenen Registern – Memorial, Journal, Hauptbuch – aufschreibt und nach Gewinn und Verlust sortiert. Aufgezeichnet werden die Ereignisse auf der Achse der Zeit und innerhalb von bestimmten, für alle Ereignisse gleichermaßen gültigen Zeiteinheiten. Eine solche Notationstechnik sichert Kontinuität und ist damit erst die Voraussetzung einer Wachstumserfahrung.

Für den Kaufmann bedeutet die Einführung der Buchhaltung, dass er gewissermaßen schlaflos wird, stets unruhig und wachsam, «ein Subjekt der kontinuierlichen Selbstkontrolle und der Jahresabrechnungen, ein Subjekt, das sich damit einen innerweltlichen Lebenslauf verpasst» (Vogl 2009). Keine Zeiteinheit darf vergeudet und keine Handlung unergiebig sein, und da der geschäftliche Erfolg identisch mit dem biographischen ist, gelten dieselben protokollierbaren Erfolgsmaße für das Geschäft wie für das Leben.

Interessant dabei ist, dass sich mit der Herausbildung solcher «innerweltlicher Askese» zugunsten der Kontrolle und Werthaltigkeit jeder Lebenseinheit zugleich der Stellenwert der Produkte wie auch die Qualität der für ihre Herstellung erforderlichen Arbeit verändert: Dem vorindustriellen Handwerker wie dem Künstler ging es ebenso wie ihrem Auftraggeber um die Erstellung eines spezifi-

2 Der ökonomische Mensch ist nicht mit der wirtschaftswissenschaftlichen Fiktion des «homo oeconomicus» zu verwechseln, jenem Reaktionsbündel, das auf Reize reagiert, wenn sie ihm einen Vorteil versprechen. Es ist erstaunlich, wie lange sich dieses Menschenbild in der Vorstellungswelt der Ökonomen gehalten hat, obwohl der Behaviorismus in anderen Disziplinen schon vor vielen Jahrzehnten abgedankt hatte. Darin kann man einen weiteren Indikator für die inhaltliche Sklerose der Wirtschaftswissenschaften sehen und hoffen, dass der Vitalisierungsschub, der seit einigen Jahren durch die «behavioral economics» stattfindet, nachhaltig sein wird.

schen Gegenstands oder Werkes. Die Arbeit war mit der Fertigstellung beendet und wurde auch exakt dafür entgolten – fand also ihren Zweck im finalen Produkt, das vom Auftraggeber konsumiert wurde wie der Lohn vom Auftragnehmer. In der industriellen Produktion geht es dagegen keineswegs mehr um die Herstellung des einzelnen Produkts als eines Zweckes an sich und um die Arbeit als Mittel zur Erreichung dieses Zwecks, sondern um ein System, in dem unablässig gearbeitet wird, um eine prinzipiell unendliche Reihe von Produkten zur Gewinnung von Mehrwert zu generieren – also von investivem Kapital, das sofort wieder in die Verbesserung der Produktion oder Erweiterung der Produktpalette gesteckt wird, um den Unendlichkeitshorizont noch weiter hinauszuschieben. Nichts ist jemals fertig, die Arbeit hört niemals auf. In diesem Modell liegt nicht nur eine Verkehrung der Mittel und Zwecke – Arbeit und Geld werden zum Zweck, die Produkte und ihre Herstellung bloße Mittel –, sondern auch die prinzipielle «Unabschließbarkeit des Tuns» und eine grundsätzliche «Vergeblichkeit von Produktion» (Vogl 2008, S. 336). Hier liegt, wie man sieht, nicht nur die Wurzel der Vorstellung vom grenzenlosen Wachstum, das zur Ausstattung des grenzenlosen Universums der konsumierbaren Dinge nötig ist, sondern auch der Urgrund für die Mentalität eines niemals fertigen, eines immer wachsenden Menschen – eben des ökonomischen Menschen.

4 Energie und Mobilität

Parallel zu dieser Entwicklung der Unabschließbarkeit des Tuns und zum niemals abgeschlossenen Wachstum vollziehen sich Veränderungen der Zeitwahrnehmung: nicht nur die bereits erwähnte der industriellen Arbeitszeit, sondern auch die ungeheure Beschleunigung der Bewegung im Raum, wie sie mit dampf- und später benzingetriebenen Fortbewegungsmitteln im 19. Jahrhundert einsetzt – die Industrialisierung von Raum und Zeit, wie Wolfgang Schivelbusch das in seiner «Geschichte der Eisenbahnreise» (1977) genannt hat. Diese Industrialisierung auch der Zeit- und Raumwahrnehmungen hat zu einer sich beständig steigenden Form von Mobilität geführt, in der Minutengewinne auf Strecken von hunderten von Kilometern gigantische Investitionen wert scheinen. Die damit gewonnene Vorstellung an «Zeitgewinn» korrespondiert mit dem häufig übersehenen Aspekt, dass die Moderne auch noch einen anderen eklatanten Gewinn an Zeit verzeichnet: nämlich die gestiegene Lebenserwartung. Lag die durchschnittliche Lebenserwartung der Weltbevölkerung um 1800 bei 30 Jahren, betrug sie im Jahr 2000 bereits 67 Jahre, mit deutlichen Ausschlägen nach oben in den Industriegesellschaften (Osterhammel 2009, S. 258). Erst der Anstieg der Lebenserwartung lässt so etwas wie eine persönliche Zukunft in den Vorstellungshorizont treten und damit ein Leben im Vorausentwurf denkbar werden. Zugleich unterstützt der nicht nur wohlfahrtsstaatlich, sondern auch medizinisch immer weiter hinausgeschobene Horizont der Lebenszeit die Vorstellung, auch diese bestehe in einem Prozess beständigen Anwachsens. Und noch etwas: Der ökonomische Mensch, der über einen individuellen Lebenslauf verfügt und seiner Lebenszeit das Maximale abgewinnen muss, sieht sich nicht mehr in einen übertemporalen Generationszusammenhang eingebunden, in dem die eigene Lebenszeit nur eine Episode in aufeinander folgenden und aneinander gebundenen Leben ist, sondern eben nur auf das eigene Leben und dessen zeitlichen Horizont verwiesen (Ullrich 2006, S. 26). Auch darum gilt es, möglichst viel aus der verfügbaren Lebenszeit zu machen, möglichst viel Zeit zu sparen, zu nutzen, zu akkumulieren.

Interessanterweise hat nicht nur die Überwindung zeitlicher und räumlicher Begrenztheiten ein mentales Korrelat, sondern mehr noch die Kategorie der Energie, wie sie im 19. Jahrhundert – eben insbesondere mit der Nutzung fossiler Rohstoffe – prominent wird: Der Wechsel des Energieregimes in den frühindustrialisierten Ländern von Biomasse auf Kohle und Öl prägte nicht nur eine tiefe Unterschiedlichkeit zwischen den westlichen und allen übrigen Ländern der Erde aus (Osterhammel 2009, S. 936), sondern führte auch zu einer systematischen

Aufwertung der Kategorie des «Energetischen», wie sie in anderen Weltteilen nicht anzutreffen war: «Der energiereiche und sich selbst als «energisch» entwerfende Westen trat der übrigen Welt auch so entgegen. Die Kulturhelden der Epoche waren nicht kontemplative Müßiggänger, religiöse Asketen oder stille Gelehrte, sondern Praktiker einer energiegeladenen *Vita activa*: nimmermüde Eroberer, unerschrockene Reisende, ruhelose Forscher, imperatorische Wirtschaftskapitäne. Überall, wo sie hinkamen, beeindruckten, erschreckten oder blufften okzidentale Kraftnaturen mit ihrer persönlichen Dynamik, in der sich der Energieüberschuss ihrer Heimatgesellschaften widerspiegeln sollte» (Osterhammel 2009, S. 937). Ein besonders bemerkenswerter Zug dieses Sozialtypus ist die mit der Energiekultur verknüpfte Überlegenheitsvorstellung des westlichen (weißen) Menschen, denn die zeitlich parallel aufkommende Rassenlehre ordnete die «Rassen» ja keineswegs nur nach körperlichen Merkmalen, sondern auch nach ihrer vermeintlichen Leistungsfähigkeit und Energie.

Auch die entstehende Psychologie ist durchsetzt mit den Energiebegriffen des Industriezeitalters: Fast vergessen ist heute, dass eine historische Leistung der Psychologie des 19. Jahrhunderts darin lag, dass Nervenaktivität gemessen werden konnte, weil man entdeckte, dass sie auf *elektrischer Energie* beruhte; Helmholtz konnte nachweisen, dass ihre Leitung eine bestimmte Zeit erforderte. Die frühe experimentelle Psychologie beschäftigte sich mit der Messung von Reizintensitäten und dafür aufgewendete Energie; die aufkommende Psychophysik erwarb sich große Verdienste bei der optimalen Anpassung des Bedienpersonals an die Anforderungen technischer Apparaturen. Aber es wäre völlig verkehrt, die energetischen Vorstellung vom Mentalen allein auf der naturwissenschaftlichen Seite der Psychologie zu verorten; das komplette Werk Sigmund Freuds etwa ist durchzogen von der Mechanik, Hydraulik und Energetik des Industriezeitalters: Der Begriff der (freien und gebundenen) «Energie» spielt in der Psychoanalyse eine genauso große Rolle wie der «Trieb» und seine «Dynamik». Andere prominente Begriffe sind die «Verdrängung», die «Stauung», die «Verdichtung», übrigens auch die «Ökonomie» des Seelenlebens. Noch im berühmten «Vokabular der Psychoanalyse (Laplanche & Pontalis 1973) heißt es ganz ingenieurhaft, «dass die psychischen Vorgänge im Umlauf und in der Verteilung einer messbaren Energie (Triebenergie) bestehen, die erhöht oder verringert werden und anderen Energien äquivalent sein kann» (S. 357).

Die damit verbundenen Subjektvorstellungen prägen ein Bildungskonzept, das nicht nur davon ausgeht, dass menschliche Subjekte sich entwickeln – also in physiologischer und psychologischer Hinsicht wachsen –, sondern in vielfältiger Weise in dieser Entwicklung gefördert bzw. gestört werden können. Auch dabei spielen Vorstellungen über die Beherrschung und Steuerung zum Beispiel sexueller Energien eine wichtige Rolle, wie Michael Hagner gerade exemplarisch nachgezeichnet hat (Hagner 2010). Die Erfindung der Schule als Erziehungs- und Bildungsinstitution für *alle* Mitglieder einer Gesellschaft ist ebenfalls an die Entwicklung der frühindustrialisierten Länder gebunden, wobei neben der Vermittlung von Wissen vor allem ihre erzieherische und disziplinierende

Funktion im Vordergrund stand. Im schulischen Regime wurden jene Tugenden eingeübt, die – wie Pünktlichkeit, Reinlichkeit, Sorgfalt, Ordnung etc. – einen Sozialcharakter prägten, der innerhalb der Synchronisierungserfordernisse hoch arbeitsteiliger Gesellschaft funktionsfähig ist. Ein nicht gering zu veranschlagender Effekt der Verschulung der frühindustrialisierten Länder ist auch die Einübung von Konkurrenz und Wettbewerb sowie die Messung der individuellen Leistungen über Notensysteme. Dieser Prozess der Verschulung hält noch heute an: Nicht nur, dass die Einschulungsquoten und Alphabetisierungsraten als zentrale Kennzeichen von «Entwicklung» gelten (Osterhammel 2009, S. 1131), auch die Durchstrukturierung aller Aspekte von Lernen und Bildung durch messbare Leistungskriterien hält – seit «Bologna» und «G 8» mehr denn je – unvermindert an. Heute können sich Schülerinnen, Schüler und Studierende kaum mehr vorstellen, dass es zweck- und verwertungsfreie Inhalte von Bildung und Lebensläufe jenseits von Wettbewerb und Leistungsnachweisen geben könnte. Was Lernen ist, erscheint als bloße Akkumulation, als Aneignung und Speicherung von «mehr» Wissen und Information.

5 Arbeit und Wachstum

Ganz unabhängig davon, was die ausschlaggebenden Faktoren bei der Genese der beschriebenen prinzipiellen Grenzenlosigkeit von Selbst, Arbeit, Produktion und Ressourcennutzung war – «die industrielle Revolution, der Einsatz von Dampfmaschinen, die Organisierung der Arbeitsteilung, eine Industrie-Pädagogik, physiologische Modelle» (Vogl 2008, S. 336), die Individualisierung und Biographisierung, die Übertragung biologischer und evolutionärer Prinzipien in den Bereich der Ökonomie sowie das protestantische Modell der innerweltlichen Askese und Rechenschaft –, ihr Ergebnis jedenfalls ist die erstaunliche Verwandlung von Substantiellem in bloße Durchlaufzustände: jeder Herstellungsvorgang ist nur der Vorläufer des Nächsten, jedes Produkt der Vorgänger des folgenden, jeder Arbeitsgang nur der vorläufige Akt in einer unendlichen Kette von Wiederholungen. Kein Zweck wird je erreicht, aber das Geld ist unendlich vermehrbar und die Produktivität grenzenlos zu steigern. Galt Arbeit zuvor als «molestia», als Mühe und Beschwerneis, so wird sie nun nobilitiert zum «opus», zum hervorbringenden Tun, *dem*, wie Joseph Vogl schreibt, anthropologischen Leitbegriff des 19. Jahrhunderts (S. 337): «Produktiv diesem neuen Verständnis nach ist ein Reichtum, der die Bedürfnisse aller übersteigt; und produktiv ist eine Arbeit, die nicht mit der Stillung eines Bedürfnisses endet» (S. 338). Und genau in dieser Gestalt geht Arbeit in die nationalökonomische Theoriebildung ein: als eine in sich unbegrenzte endlose Tätigkeit, die kein spezifisches, abgegrenztes, im Produkt aufgehobenes Ziel hat, sondern der unablässigen Schöpfung von Wert dient – mithin der nie endenden Produktion von «Wachstum». Diesen Vorgang hat Marx mit dem Verschwinden der konkreten Arbeit im Tauschwert bezeichnet. So wie die Arbeit damit unaufhörlich wird, so wird jeder Augenblick im Leben, jede Stufe im Lebenslauf, jeder Euro auf dem Konto lediglich zur Vorstufe jedes nächsten Abschnitts, jedes weiteren Euro. Und das Selbst ist in jeder Biographie immer nur Vorstufe eines Selbst, das noch Weiteres zu erreichen hat.

Diese Form der Güterproduktion und Mehrwerterzeugung generiert eine permanente Selbsttranszendenz in Wirtschaft und Persönlichkeit. Beide sind prinzipiell auf Selbstüberschreitung, Unabschließbarkeit, also Unendlichkeit gestellt und damit systematisch auf pausenloses Wachstum. Eine stationäre Wirtschaft ist das exakte Gegenteil davon, daher gänzlich undenkbar – sie wird sofort mit Stillstand in der Wohlstands- wie in der Persönlichkeitsentwicklung assoziiert. Der Affekt, der immer dann auftritt, wenn man in den einschlägigen Debatten vorschlägt, man könne einfach aufhören zu wachsen, spricht Bände

über die Rolle, die das Wachstum in den emotionalen Haushalten eingenommen hat.

Das sich selbst überschreitende Wachstum hat sein Korrelat in jedem einzelnen modernen Lebenslauf: Das Prinzip der Unendlichkeit herrscht nicht nur draußen, sondern eben auch in einem selbst. Schon Hegel hatte den skizzierten Typ von Arbeit als beständig aufgeschobenes Genießen und gehemmte Begierde (vgl. Vogl, S. 339) charakterisiert und Max Weber den zugehörigen Sozialcharakter als «Fachmenschen ohne Geist, Genussmenschen ohne Herz» bezeichnet und bitter resümiert: «Dies Nichts bildet sich ein, eine nie vorher erreichte Stufe des Menschentums erstiegen zu haben» (Weber 2006, S. 201).

Der «Berufsmensch» tritt mit dem kapitalistischen Wirtschaftsmodell erstmals auf den Plan und mit ihm die Kategorie des unendlichen Wachstums, in der Außenwelt wie in der Innenwelt. Die Formierung dieses Sozialcharakters startet vor 200 Jahren, seitdem erfährt er eine beständige Fortentwicklung. Die mentale Infrastruktur des sich immer nur als Vorstufe des nächsten Entwicklungsschritts begreifenden Subjekts lässt sich in den Figuren des «lebenslangen Lernens», des «produktiven Alterns» ebenso wiederfinden wie in den esoterischen Selbstfindungssuchen nach dem «wahren Ich», dem «positiven Leben», die systematisch genauso wenig jemals an ein Ende kommen können wie die Selbstausbeutungsfetischismen der Laptop-Männer, die alle Züge, Flugzeuge und Warte-Lounges dieser Welt bevölkern: Alle werden niemals fertig.

6 Endlichkeit der Ressourcen und Tod

Max Weber war klar, dass diese große neue Maschine zur permanenten Steigerung von Produktivität und Erzeugung von Mehrwert auch unablässig Treibstoff brauchte, um in Betrieb zu bleiben: eben die fossilen Energien – Kohle, Öl und Gas. Erst das Ende von deren Verfügbarkeit könne das Ende dieses Modells vom grenzenlosen Wachstum bedeuten – bis dahin bildet es ein Universum, das die Existenzform und das Innenleben all jener bestimmt, die in einer solchen Wirtschafts- und Gesellschaftsformation leben – da gibt es gar keine Wahlmöglichkeit. «Die Puritaner», schreibt Weber, «*wollten* Berufsmensch sein, wir *müssen* es sein. Denn indem die Askese aus den Mönchszellen heraus in das Berufsleben übertragen wurde und die innerweltliche Sittlichkeit zu beherrschen begann, half sie an ihrem Teile mit daran, jenen mächtigen Kosmos der modernen, an die technischen und ökonomischen Voraussetzungen mechanisch-maschineller Produktion gebundenen, Wirtschaftsordnung zu erbauen, der heute den Lebensstil aller einzelnen, die in dies Triebwerk hineingeboren werden – *nicht* nur der direkt ökonomisch Erwerbstätigen –, mit überwältigendem Zwange bestimmt und vielleicht bestimmen wird, bis der letzte Zentner fossilen Brennstoffs verglüht ist» (Weber 2006, S. 200ff.).

Hier kommen alle Elemente zusammen, die die Gestalt der Gegenwart der frühindustrialisierten Gesellschaften bestimmen: ein Wirtschafts-, Gesellschafts- und Subjektmodell, das sich als eine Kultur des permanenten Vorstadiums eines fiktiven nächsten Stadiums begreift; eine Technologie, die den Produktivitätsfortschritt unablässig weiter befördert; ein Treibstoff, der die Maschine am Laufen hält; und eine Zivilisationsform, die alle ihre Mitglieder mit einer Biographie ausstattet, die ein unabschließbares Wachsen über sich selbst hinaus bedeutet. Was Weber noch nicht sehen konnte, war, dass die allumfassende Wachstumskultur nicht erst mit dem Ende der Ressourcen an jenen furchterregenden Punkt der Endlichkeit kommt, an der sie nicht mehr funktioniert, sondern schon durch die Schäden, die sie angerichtet hat und die ihre eigenen Überlebensbedingungen unterminiert. Aber die Kategorie der Endlichkeit ist dieser Kultur so unheimlich wie der eigene Tod dem Individuum. Beides ist kulturell nicht vorgesehen – sonst könnte man wohl kaum noch allen Ernstes «lebenslanges Lernen» propagieren – hilft das dabei, mit den Würmern im Grab besser zurechtzukommen?

So kurz und verkürzt diese historische Rekonstruktion sein mag, so zeigt sie doch, dass mit der Errichtung der materiellen und institutionellen Infrastrukturen

der Moderne sich zugleich die mentalen Infrastrukturen ihrer Bewohner verändert haben – und zwar so, dass ihnen die Zwänge zur permanenten Fortentwicklung und Selbstoptimierung längst und unbemerkt zum Selbstzwang geworden sind, so sehr, dass kaum noch jemand auf die Idee kommt zu fragen, wozu das alles eigentlich gut sein soll. Wenn also das Problem aufgeworfen wird, dass uns das Wirtschaftswachstum immer näher an die Funktionsgrenze des Systems, mithin an den Kollaps bringt, dann sprechen wir nicht nur über die äußeren Manifestationen des Wachstumsdenkens – also über gebaute oder in Regularien und Verfahren gegossene Infrastrukturen –, sondern über die Verankerung des Wachstumskonzepts in den basalen Vorstellungen über uns selbst.

In diesem Zusammenhang mag erwähnenswert sein, dass auch die ehemals sozialistischen Länder inklusive der DDR vom Wachstumsfetisch beseelt waren und nicht nur der Westen. Sie alle verstanden sich ja dezidiert als Vorstufe zur kommunistischen Heilswelt, und Wachstumsindikatoren waren die Wegmarken auf der (immerhin auch ziemlich endlosen) Strecke dorthin (Weiding u.a. 1986). Paradigmatisch hierfür steht etwa die Parole «Überholen ohne einzuholen», die Walter Ulbricht bereits 1959 ausgegeben hatte, um das unendliche Wachstum auch in den realsozialistischen Ländern zur Staatsaufgabe zu erklären.

7 Der globalisierte und flexibilisierte Mensch

Mit der Steigerung der ökonomischen und technologischen Innovationsgeschwindigkeit und der Flexibilisierung und Globalisierung der Kapitalströme und Produktionsstandorte haben sich auch die Lebensläufe und Biographien weiter flexibilisiert und globalisiert. Galt die kapitalistische Normalbiographie, gegliedert in eine schulische, vorberufliche oder akademische Ausbildungsphase, eine Berufsphase und eine relativ kurze Ruhestandsphase für einige Nachkriegsjahrzehnte als erwartbarer Lebenslauf, so hat sie sich seit den 1980er-Jahren weitgehend aufgelöst und ist zu einem permanenten Projekt der Selbstoptimierung in Anpassung an sich beständig verändernde Bedingungen und Anforderungen der Arbeitswelt geworden: nicht nur, *was* man ist, unterliegt einer chronischen Überprüfungs-, Innovations- und Veränderungsanforderung, sondern auch *wo* man das ist – das flexible Selbst, das am Ende lediglich eine Relaisstation der diversen Funktionserfordernisse ist, die sich mit seiner Lebenszeit kreuzen. Als Träger einer solchen Biographie ist man nicht nur unablässig sein eigener permanenter Vorentwurf auf der Zeit-, sondern nunmehr auch auf der Raumbene.

Man kann hier mit Hartmut Rosa von einem sich beschleunigenden Prozess der Gegenwartsschrumpfung sprechen: der «generellen Abnahme der Zeitdauer», wo Erwartungssicherheit hinsichtlich der Stabilität von Handlungsbedingungen herrscht (Rosa 2005, S. 184). Diese Schrumpfung ist keineswegs darauf beschränkt, welche Zeithorizonte hinsichtlich der positionalen und örtlichen Bedingungen einer Biographiesequenz bestehen, sondern gilt auch für die Beziehungsformen, die schon seit den 1970er-Jahren zunehmend Patchworkstrukturen (Keupp 1999) annehmen – und das sind immer solche mit größerer Varianz und geringerer Festigkeit. Keupp wie Rosa betonen, dass sich diese äußere Veränderung von Temporal- und Raumstrukturen in Innenverhältnisse übersetzt: «Wenn Familie, Berufe, Wohnorte, politische und religiöse Überzeugungen und Praktiken *im Prinzip* jederzeit gewechselt werden bzw. sich verändern können, dann *ist* man nicht Bäcker, Ehemann von Y, Münchener, Konservativer und Katholik *per se*, sondern nur für die Perioden von nicht genau vorher-sagbarer Dauer – man ist alle diese Dinge «im Moment», d.h. in einer Gegenwart, die zu schrumpfen tendiert; man *war* etwas anderes und *wird* (möglicherweise) jemand anderer sein. Der soziale Wandel verlagert sich damit gleichsam in die Subjekte hinein. Interessant ist dabei die Frage, ob jene Beziehungen dann überhaupt noch Identität definieren können oder ob wir in unserer Selbstbe-

schreibung von Identitätsprädikaten absehen, weil sie eine nicht einlösbare Stabilität suggerieren: Man *ist* nicht Bäcker, sondern man *arbeitet* (seit zwei Jahren) als Bäcker, man *ist* nicht Ehemann von Y, sondern lebt mit Y zusammen, man *ist* nicht Münchener und Konservativer, sondern *wohnt* (für die nächsten Jahre) in München und *wählt* konservativ» (Rosa 2005, S. 238).

Wichtig ist dabei, dass diese Verflüssigungstendenzen den Gegenwartsmoment zugleich immer bedeutsamer und immer fluidier machen: jede Station in der Gegenwart ist immer schon putative Durchgangsstation für etwas, was danach kommt. In der Gegenwart ist man daher nicht *da*, sondern nur auf der Durchreise.

8 Konsumismus. Was Produkte über uns erzählen

Mentale Infrastrukturen sind also nicht nur gebunden an soziokulturelle Großformationen wie Lebenslaufregime, sondern werden auch – und vielleicht vor allem – geprägt in Alltagsroutinen, Gewohnheiten, Wahrnehmungs- und Deutungsmustern, die ihrerseits an den materiellen und institutionellen Infrastrukturen der Außenwelt gebildet sind. Diese Infrastrukturen sind in modernen Gesellschaften nicht nur bestimmt von spezifischen Produktions-, sondern auch von Konsumtionsverhältnissen.

Die sinnstiftende Funktion des Konsums ist schon sehr früh beschrieben worden. Das aus den traditionellen, vor allem religiösen Sinnzusammenhängen entbundene Individuum, das sowohl Gestalter seines Lebens als auch Verantwortlicher für seinen Lebenssinn zu sein hat, bedarf neuer äußerer Stützen, um sich als jemand definieren zu können, der ein «erfolgreiches Leben» führt. In Konsumgesellschaften werden diese Stützen aus dem gebildet, was man «sich leisten» kann. Thorstein Veblen hat schon 1899 auf die Rolle hingewiesen, die demonstrativer Konsum für die Statussicherung bedeutet (Veblen 2007, S. 79); Jürgen Osterhammel (2009, S. 324) hat am Beispiel der zur selben Zeit entstehenden Klasse von Superreichen die Entwicklung von «Normen und Leitbildern des Verbrauchs» nachgezeichnet. Und Georg Simmel hat schon 1907 den Zusammenhang zwischen Konsummöglichkeiten und der neuen Persönlichkeitsformation gesehen, die die kapitalistische Industriegesellschaft hervorgebracht hat: «Man könnte sagen, das Erwerben von Besitz sei gleichsam ein Wachstum der Persönlichkeit über das Maß des Individuums hinaus – wie man die Zeugung als ein solches Wachstum bezeichnet hat. In diesem wie in jenem Falle dehnt sich die individuelle Sphäre über die Grenze hinaus, die sie ursprünglich bezeichnete, das Ich setzt sich jenseits seines unmittelbaren Umfangs fort und erstreckt sich in ein Außer-Sich, das dennoch im weiteren Sinne «sein» ist» (Simmel 2009, S. 499).

Tatsächlich hat sich diese Selbstextension durch Konsum in den folgenden hundert Jahren über die Klassen hinweg immer weiter verstetigt und ist zum Charakteristikum des Sozialtypus des 21. Jahrhunderts geworden – nunmehr nicht nur des westlichen, sondern mit expansiver Tendenz auch in den ehemals realsozialistischen Gesellschaften und in den sogenannten Schwellenländern. Inzwischen hat sich der *innere Konsumismus* so fest installiert, dass sogar Strategien zur Transformation der Gesellschaft in Konsumstilen gesucht werden – eine

folgenreiche Verwechslung von politischem Subjekt und kritischem Verbraucher.

Nicht zufällig gilt es heute als Freizeitvergnügen, «shoppen» zu gehen, und nicht zufällig werden viele Produkte, die in den reichen Gesellschaften *gekauft* werden, gar nicht mehr *konsumiert*. Schätzungen gehen davon aus, dass in den USA mehr als 40 Prozent aller gekauften Nahrungsmittel weggeworfen werden; in den reichen westeuropäischen Gesellschaften werden die Quoten nicht viel niedriger sein. Der Soziologie Hartmut Rosa vermutet generell eine Verschiebung vom Konsumieren hin zum Kaufen – die angeschafften Dinge würden höchstens nur noch wenige Male oder gar nicht mehr benutzt (Rosa 2009). Wenn die Dinge nicht mehr konsumiert werden, die man kauft, wird der Kaufakt selbst zur sinnstiftenden Handlung – übrigens auch zunehmend zur gemeinschaftsstiftenden: Warenhäuser vom Typ Zara oder Olymp & Hades sind soziale Orte, an denen insbesondere Jugendliche gemeinsam Kleidungsstücke und Rollen ausprobieren und sich darin wechselseitig kommentieren; auf der anderen Seite des Konsumentenspektrums leisten solche Gemeinschaftsstiftungen die gehobenen Konsumstile vom Typ «Manufactum» – auch von den dort angebotenen «guten Dingen» braucht man ja faktisch fast nichts.

Wenn der Gebrauchswert, also die qualitative Dimension einer Ware, verschwindet, bleibt nur noch ihr symbolischer Wert, also ihre im Preis dargestellte quantitative Dimension übrig: insofern wird Wachstum paradoxerweise desto wichtiger, je weiter die materielle Sättigung vorangeschritten ist und die vitalen Bedürfnisse abgedeckt sind. Das Wachstumssystem perpetuiert sich im Konsumismus selbst, und gerade darin manifestiert sich die immanente Grenzenlosigkeit der Wachstumsgesellschaften: sie können nur dann an eine Grenze kommen, wenn es nichts mehr zu konsumieren gibt, weil alle Ressourcen verbraucht sind.

Genau deshalb aber, weil Konsumgesellschaften Sinn über die Gewährleistung von Konsummöglichkeiten und Aufstieg realisieren, stehen sie vor einem existentiellen Problem, wenn ihnen dafür die Mittel ausgehen – wie es in der Finanz- und Wirtschaftskrise kurzzeitig der Fall zu sein schien. Und das ist insgeheim das, was den Leuten Angst macht: dass alles sinnlos war, was man sich aufgebaut, worauf man hingearbeitet, wofür man sich vorausentworfen und woran man geglaubt hatte. Die Formate von Sinn und Identität, die kapitalistische Gesellschaften des westlichen Typs liefern, stehen und fallen mit dem Funktionieren des Marktes.

Hinzu kommt, dass unsere Lebenswelt nicht nur in den kognitiven Operationen reflektiert wird, die Kulturwissenschaftlerinnen, Ökonomen oder Literaten verfertigen, wenn sie Geschichten über ihr Funktionieren oder eben über ihre Gefährdung erzählen. Das allermeiste von dem, was wir sind und über uns selbst aussagen, steckt in den Produkten selbst: Jedes Duschgel erzählt, wie Wolfgang Ullrich klargemacht hat (Ullrich 2006), mit seiner präzise designten Flasche und dem von Sounddesignern entwickelten «Plopp», mit dem wir es öffnen, eine Geschichte über uns selbst, wenn wir es benutzen. Genau wie jedes Autohaus

eine Geschichte über unsere Liebe zur Technik und zur Geschwindigkeit und jeder Flughafen eine Geschichte über unsere Wünsche und Mobilitätsvorstellungen erzählt.

Diese Geschichten machen rein quantitativ ein Vielfaches von dem aus, was wir als eigens dafür vorgesehene und bezahlte professionelle Erzählerinnen und Erzähler von Seiten der Wissenschaft oder der Publizistik dagegen erzählen können, aber noch etwas anderes macht sie viel stärker als unsere Narrationen: Sie sind non-reflexiv, bestätigen unsere Auffassungen von der Wirklichkeit durch ihr pures So- und Da-Sein, während die Geschichten, die intentional erzählt werden, zwar reflexiv sind, aber gerade darum durchschaut, kritisiert, abgelehnt werden können.

Das täglich neu aufgeblätterte Journal aller verfügbaren Dinge bildet ein selbstevidentes Universum, gegen das schwerlich anezählt werden kann, vor allem, weil der größte Anteil der mentalen Infrastrukturen eben gar nicht reflexiv, keine Frage von Wahl und Entscheidung und gar kein Angebot ist, sondern schlicht eine massiv so-seiende Welt, in die man hineingeboren wird und deren Geschichte über sich selbst man pausenlos mit seiner eigenen Biographie, seinen Werten, seinen Konsumentenscheidungen, seiner Karriere weitererzählt. Über diese Qualität der mentalen Infrastrukturen muss man sich bewusst sein, wenn man sich daran machen möchte, sie zu verändern. In gewisser Hinsicht sind sie, zumal wenn der materielle Reichtum so groß und die gesellschaftliche Benutzeroberfläche so attraktiv ist wie in den frühindustrialisierten Gesellschaften, sogar massiver als die materiellen Infrastrukturen, von denen sie geprägt sind.

Man kann sich das etwa an der routinierten Weise klarmachen, mit der wir mit den neuesten Nachrichten aus dem Umweltbereich umgehen. Ein großartiges Beispiel lieferte die Wochenendausgabe der *Süddeutschen Zeitung* am 31. Juli 2010 mit einem ganzseitigen Artikel über die Erfolge der Umweltbewegung, die sich etwa in der Verbreitung phosphatfreier Waschmittel, dem Verbot von DDT oder dem Einsatz von Katalysatoren verkörpern. Neben den Untergangsszenarien, heißt es in dem Artikel, gäbe es auch erfreuliche Botschaften – und der Untertitel verkündete: «Klare Luft, saubere Flüsse, blühende Landschaften: Der Mensch kann die Umwelt nicht nur zerstören, sondern auch schützen – die größten Öko-Erfolge». Solches lesend, freut sich der Leser über all die erzielten Fortschritte, übersieht dabei aber leicht, dass jeder einzelne nichts anderes darstellt als eine relative Verringerung der Schäden, die ohne Unterlass angerichtet werden. So wie ein Katalysator der Umwelt nicht gut tut, sondern lediglich die Schadstoffe besser filtert, die ein Verbrennungsmotor produziert, so übersieht die Umweltkommunikation chronisch, dass man bei Erfolgen lediglich über die Verringerung von Schadensmengen spricht, noch keineswegs über Konservierung oder gar Restitution von natürlichen Ressourcen. So wie bei der jährlichen Veröffentlichung des Bundeshaushalts übersehbar gemacht wird, dass allenfalls Verringerungen im Maß des Schuldenanstiegs erreicht werden und keineswegs ein Rückbau des Schuldenbergs, so erwecken die meisten Öko- und Nachhaltigkeitskommunikationen den Eindruck, an der systematischen Steige-

zung des Raubbaus an den natürlichen Ressourcen sei schon etwas verändert, wenn man «nachhaltiger» konsumiert.

Das ist keine moralische Aussage, sondern eine darüber, wie unsere mentalen Infrastrukturen funktionieren: sie sind nämlich derart durch das Gegebene formatiert, dass sie nur selten eine distanzierte Betrachtung erlauben. Wir verbleiben gewissermaßen immer in der Nahaht auf uns selbst, wenn wir unsere Praktiken betrachten, und die zeigt naturgemäß nie das ganze Bild.

9 Der Locked-in-Effekt

Nehmen wir eine der zentralen materiellen und institutionellen Infrastrukturen, nämlich Mobilität, dann lässt sich unsere tiefe mentale, habituelle und emotionale Gebundenheit an die Mobilitätsparadigmen der Nachkriegsmoderne immerhin ausschnitthaft, impressionistisch verdeutlichen – zum Beispiel an den Utopien der Sachwalter des «business as usual». In der ADAC-Motorwelt vom September 2010 schreibt Peter Voser, CEO der Royal Dutch Shell, über die Zukunft der Mobilität das Folgende: «Fahren heute noch weniger als eine Milliarde Kraftfahrzeuge auf den Straßen weltweit, werden es bis 2050 voraussichtlich wenigstens zwei Milliarden sein – bei dann neun Milliarden Menschen. [...] Mehr Menschen, mehr Autos und mehr Wohlstand tragen zu einer steigenden Energienachfrage bei – allein bis 2050 könnte sie sich global verdoppeln!» Diese Perspektive ist für den Vorstandsvorsitzenden eines Mineralölkonzerns keine Dystopie, sondern eine erfreuliche Aussicht – und sein Vorstellungshorizont bleibt entsprechend auch für die nächsten vier Jahrzehnte trotz «peak oil», Klimaerwärmung, Ressourcenkonflikten an die Welt der Gegenwart gebunden. Seine Utopie formuliert sich nämlich in einem moderaten technischen Fortschritt: «Wir werden eine stärkere Diversifizierung von Antrieben und Kraftstoffen bzw. Energiequellen sehen. Dabei werden Automobilkonzepte und die eingesetzten Technologien immer stärker vom Einsatzzweck bestimmt: Stadt- und Kurzstreckenverkehr erfolgen immer stärker hybridisiert oder elektrifiziert; über Land und auf Langstrecken sind moderne Dieselfahrzeuge weiter erste Wahl. Rückgrat des Straßenverkehrs ist und bleibt der klassische Verbrennungsmotor. Das nächste und übernächste Neufahrzeug, das sich ein Autofahrer kauft, wird sich nicht grundsätzlich von heutiger Technologie unterscheiden. Wenn kurz- bis mittelfristig Klimaerfolge erzielt werden sollen, können diese nur über den Verbrennungsmotor führen» (Voser 2010, S. 22).

Eine solche Perspektive bedarf kaum des Kommentars – der Verbrennungsmotor rettet das Klima, übrigens *nur* der Verbrennungsmotor. Dies ist eine Utopie, wie sie den mentalen Infrastrukturen der Industriegesellschaft auf das Genaueste entspricht. Die an das Wachstum gebundenen Vorstellungshorizonte lassen sich in der Formel bündeln: Wie jetzt, nur mehr! In der Tat ist die industrielle Moderne durch exakt jene expansiven Zukunftsstrategien gekennzeichnet, wie Voser sie zeichnet: Nicht nur ist die Gegenwart eine bloße Durchgangsstation auf dem Weg zu einer Welt, die von allem *noch mehr* bereithält; sie bewältigt Zukunftsprobleme auch regelmäßig durch expansive Strategien. Wenn also das Öl weniger wird, bohrt man tiefer; wenn das Wasser knapp wird, entsalzt

man das Meer; wenn die Fischbestände schwinden, fährt man weiter hinaus. Dass derlei Strategien, wie Jared Diamond (2005) eindrucksvoll gezeigt hat, exakt jenen Intensivierungen von ehemaligen Erfolgsrezepten entsprechen, mit denen gescheiterte Gesellschaften ihren Weg in den Untergang beschleunigt haben, soll hier nicht weiter verfolgt werden – wohl aber soll die mentale Infrastruktur rekonstruiert werden, die in Vosers Welt führt.

Fragen des Verkehrs, das zeigt nicht nur das Beispiel Voser, sind in modernen Menschen tief verwurzelt. Kein Mensch, der in Europa aufgewachsen ist, käme heute mehr auf die Idee, dass Dinge wie Einbahnstraßen, Zebrastrifen, Autobahnen, Ampeln, Parkuhren usw. sukzessive mit der Automobilisierung gewachsene und daher historisch äußerst junge Einrichtungen unserer Lebenswelt sind. Die erste deutsche Ampel leuchtete 1924 in Berlin, die ersten Zebrastrifen wurden 1952 in München auf die Straße gemalt, die ersten Parkuhren führte Duisburg 1954 ein. Gefühlt sind solche Einrichtungen für heute lebende Menschen «schon immer» da; schließlich regeln sie unser Alltagsleben und unsere Bewegung durch öffentliche Räume so tief und mit derselben Selbstverständlichkeit ihres Da- und So-seins, wie etwa die Infrastrukturen der Abwasserentsorgung sicherstellen, dass unsere Ausscheidungen auf immer im Unsichtbaren verschwinden, oder die Stromversorgung gewährleistet, dass es hell wird, wenn man auf den Lichtschalter drückt.

Nun sind die dem Auto geschuldeten Infrastrukturen gerade mal einhundert Jahre alt, aber es hat sicherlich nicht viele technologische Innovationen in der Moderne gegeben, die so tief nicht nur ins Bewusstsein, sondern auch in Verhaltensnormen, in den Lebensstil, kurz: in den Habitus eingelassen sind wie alles, was mit dem Auto zu tun hat. Dabei zeigt ein Blick in die Kulturgeschichte des automobilen Verkehrs (Sachs 1991), wie es innerhalb kurzer Zeit dem Rest der öffentlichen Bewegung, den vergleichsweise langsamen Fußgängern, Pferdefuhrwerken, Fahrrädern die Regeln diktiert: Kinder können nicht mehr auf den Straßen spielen, auf denen Automobilisten heranbrausen, Fuhrwerke nicht die Spuren blockieren; und dass Fahrrad- und Autofahrer natürliche Feinde sind, hat sich erst wieder mit der Renaissance des Fahrrads herausgestellt; über Jahrzehnte war das Fahrrad und sein Fahrer rettungslos unterlegen, in Ruhrgebietsstädten auch heute noch auf Gehwege verbannt, sofern man sich nicht in suizidalen Anwandlungen damit auf eine jener unendlich vielen vierspurigen Straßen wagt, die diese gestrige Region bis in alle Stadtkerne hinein durchziehen. In Indien und China verschwinden gerade die Fahrräder und Rikschas von den Straßen – sie behindern den automobilen Verkehr, gerade so, wie seinerzeit in Europa die Pferdefuhrwerke. An solchen Phänomenen kann man sehen, dass es oft ein einziges Strukturelement ist, das einen infrastrukturellen Totalumbau hervorruft. Alle modernen Verkehrs- und Siedlungs- und Konsumstrukturen sind um das Auto herum gebaut. Der in der Nachkriegsmoderne sich wie ein Bakterienstamm ausbreitende Automobilismus okkupiert die gesamte Figuration der öffentlichen Bewegung.

Die Beispiele ließen sich beliebig vermehren. Man kann die Wachstumsraten im Flugverkehr oder das kontinuierliche Anwachsen der internationalen Warenströme nehmen – überall zeigt sich derselbe Befund: Steigerung des Ressourcenaufwands, Anwachsen von Mobilität, vermehrter Landschaftsverbrauch, erhöhte Emissionen. Und kein Plan B.

10 Was heißt «Umbau der carbonen Gesellschaft»?

Die Nachricht ist nicht neu: Wir befinden uns am Ende eines 200 Jahre lang extrem erfolgreichen Lebens- und Wirtschaftsmodells, das unter alten Bedingungen ganz prächtig funktioniert hat. Diese alten Bedingungen existieren nicht mehr.

Die alten Bedingungen, das war die Verfügbarkeit eines ganzen Planeten für einen kleinen Teil der Menschheit und seine Wirtschaftsform. Mit Hilfe von Ressourcen aus aller Welt konnten die Industriestaaten eine phantastische Zivilisationsmaschine betreiben: eine Maschine, die mit fossilen Energien läuft, und Gesundheits- und Versorgungssysteme, sozialen Frieden, Sicherheit, Bildung, Wissenschaft und Rechtsstaatlichkeit hervorbringt. Dass diese Maschine unser Klimasystem aus dem Gleichgewicht bringen würde, hat kaum jemand geahnt und wollen bis heute die wenigsten hören. Etwas anderes schon: Diese Form des Wirtschaftens, das immer ein Außen braucht, aus dem es Ressourcen bezieht, implodiert in dem Augenblick, in dem sie sich globalisiert.

Denn der globalisierten Welt, die dem Prinzip der grenzenlosen Ressourcennutzung folgt, schwindet das Außen, aus dem sie den nötigen Treibstoff beziehen könnte. Je mehr Gesellschaften der kapitalistischen Wirtschaftskultur und den mit ihr verbundenen *Leitbildern des Verbrauchs* folgen, desto kleiner werden die Räume zur problemlosen Ressourcenentnahme – deshalb wächst die internationale Konkurrenz um die Rohstoffe und ihre Transportwege, deshalb wird tiefer und gefährlicher nach Öl gebohrt. Aber immer noch sind nur Teile der Welt «globalisiert», ein erheblicher Rest lebt in vormoderner Armut und dient den «globalisierten» Ländern als «Außen». Aber die Gegenwart der Globalisierten konsumiert nicht mehr nur die Gegenwart der Marginalisierten (Sachs und Santarius 2007) – die Ausbeutung des Planeten verlagert sich zunehmend vom Raum in die Zeit. Es ist die Zukunft derjenigen, die heute Kinder oder Jugendliche sind oder noch gar nicht geboren, an der Raubbau betrieben wird (Koschorke 2008). Die Gegenwart konsumiert die Zukunft. Hier kommt das Prinzip des sich selbst überschreitenden Wachstums final zu sich selbst. Das wird an der Staatsverschuldung ebenso deutlich wie an der Verwahrlosung mancher Schulen und Universitäten und an der unablässigen Kreditaufnahme bei der Umwelt. Zu der zählt die Überfischung der Meere genauso wie die Überladung der Atmosphäre mit CO₂ oder die Überdüngung der Böden. Für alle diese Kredite haben nicht wir heute geradezustehen, sondern die, denen morgen die Reste übrig bleiben.

Die Herrschaft der Gegenwart über die Zukunft ist der kapitalistischen Wirtschaftsform, wie gezeigt, inhärent. Der historische Abriss zur Entstehung jener mentalen Infrastrukturen, die die Gegenwart prägen, hat gezeigt, dass die erste industrielle Revolution sich nicht im Modus des Technologischen oder des Ökonomischen allein vollzogen hat. Sie ging einher mit der Entstehung eines ganz neuen Typs von Individuum, mit einem zuvor gänzlich unbekanntem Sozialtypus des Gestalters seiner eigenen Biographie. Und sie ging deshalb einher mit gänzlich neuen individuellen und politischen Assoziationsformen, mit neuen Zeitregimen, mit neuen Waren, neuen Kommunikationsformen, neuen Denkformen.

Damit wird deutlich, dass der Totalumbau von der carbonen zur postcarbonen Gesellschaft ein Projekt ist, das von seiner Eindringtiefe in die Lebenswelten und kulturellen Praktiken her gigantisch ist. Die an der industriellen Moderne gebildeten Konzepte von Wachstum, Mobilität, Fortschritt etc. haben sich in die kleinsten Nischen unserer Lebenswelt eingenistet und stellen einen festen Bestandteil unseres mentalen und emotionalen Haushalts dar.

Dies ist exakt der Punkt, an dem Aufklärung an ihre Grenze stößt und immer gestoßen ist: Sie erreicht nämlich lediglich den kognitiven Teil unseres Orientierungsapparats; der weitaus größere Teil unserer Orientierungen, der, wie gesagt, über Routinen, Deutungsmuster und unbewusste Referenzen – kurz: über den Habitus – organisiert ist, bleibt davon völlig unbeschadet.

Deshalb ist die Geschichte, die man gegen den Status quo setzen könnte, grundsätzlich ganz unvollständig und unrettbar hilflos, wenn sie die Geschichten, die die Produkte und ihre Infrastrukturen immer schon erzählen, ignorieren zu können glaubt. Die Geschichte, die die Aufklärung erzählt, setzt auf der intentionalen und leider auch moralischen Ebene an und hat die wenig überzeugende Botschaft mitzuteilen, dass das Leben zwar weniger lustvoll, aber für künftige Generationen aussichtsreicher wäre, wenn man es veränderte. Deshalb kann man noch so viele «Grenzen des Wachstums» schreiben und sich wundern, dass die Entwicklung moderner und sich modernisierender Gesellschaften ihre Richtung nicht wechselt: weil wir uns in einer Geschichte befinden, die uns in den Begriffen von Fortschritt, Unendlichkeit und Wachstum konstruiert. Bevor wir etwas gegen diese Geschichte einwenden können, hat sie uns immer schon erzählt.

Vor diesem Hintergrund möge bitte niemand so naiv sein zu glauben, so etwas wie eine «Dritte industrielle Revolution» käme damit hin, hier ein bisschen Technologie und dort ein bisschen Steueranreize zu verändern. Das Projekt, um das es heute geht, ist ein wenig größer, und nicht anders als im 18. und 19. Jahrhundert wird es vieles mit sich bringen, was heute noch gar nicht antizipierbar ist. Planungsstäbe in Ministerien jedenfalls sind mit der Gestaltung solcher Zukunft ebenso überfordert wie die Vorstände von Konzernen, und seien sie auch noch so mächtig. Sie alle operieren im Modus eines auslaufenden Fortschrittsmodells. In diesem Modus macht man keine Revolution, nicht mal eine Evolution – man bewegt sich nur weiter in die falsche Richtung.

Der Habitus, die Gefühle und die Denkformen des ökonomischen Menschen haben sich nicht durch kognitive Operationen verändert, die Aufklärer entworfen und gefordert haben, sondern durch die ökonomische, industrielle und politische Praxis der sich entwickelnden bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft. Wollte man also etwas an den mentalen Infrastrukturen verändern, müsste man die Praxis selbst verändern, die eben das Bewusstsein so nachhaltig und tief prägt, dass man sogar, wie Autoliebhaber stolz sagen, «Benzin im Blut» haben kann. Das bedeutet: Wir brauchen Produkte, die uns in anderen Formaten erzählen, aber wir brauchen auch eine Geschichte, die wir über uns selbst erzählen können – und zwar aus der Perspektive einer möglichen Zukunft: Wer möchte man einmal gewesen sein? Wie möchte man die Welt eingerichtet und hinterlassen haben? Geschichten darüber erzählt die Gegenwartsgesellschaft nicht; sie möchte einfach nur wieder so sein wie früher und blickt zugleich furchtsam auf die geopolitischen Machtverschiebungen und die kommenden ökologischen Katastrophen, die ihr dämmern lassen, dass die Zukunft nicht mehr, wie in den letzten 200 Jahren, besser sein wird als die Gegenwart, sondern schlechter. Darüber kann man keine Geschichte erzählen. Deshalb sind die Sachwalter des «Weiter so», die Fortschrittsapologeten und Zukunftsverhinderer vom Typ Voser, Großmann, Ackermann so stark: Sie haben die Wirklichkeit auf ihrer Seite.

11 Wie möchten wir gelebt haben?

Diejenigen, die besorgt um die Zukunft sind und sich über eine Postwachstumsgesellschaft, eine postcarbone Gesellschaft, eine nachhaltige Gesellschaft Gedanken machen, erzählen nur eine negative Geschichte: Wenn wir nicht sofort, so fängt die immer an, dies oder jenes tun, dann geht die Welt unter, dann kommt die Katastrophe. Immer und seit 40 Jahren schon steht die Uhr auf «5 vor 12», und niemandem fällt auf, dass dieser Typ Kommunikation keine identitäre Geschichte erzählen kann, sondern sich nur einspielt in eine Medienkultur, der die Katastrophe ohnehin das tägliche Geschäft ist. Das «business as usual», seine materiellen, institutionellen und mentalen Infrastrukturen haben eine ungeheure Trägheit; und gegen die Attraktionen und Verlockungen der Konsumgesellschaft kann man mit negativen Geschichten ohnehin nicht anerkennen. Und auch nicht mit technoiden Hilfskonstruktionen wie «carbon footprint», «virtuellem Wasser», «ökologischem Rucksack» – all das ist lebensweltlich nicht anschlussfähig, sondern bleibt viel zu abstrakt, um die mentalen Infrastrukturen auch nur zu tangieren.

Woran es fehlt, ist eine Vision, die emotional und identitätsträchtig ist, eine Formulierung der Frage, wie man im Jahr 2025 eigentlich leben möchte. Wohlgemerkt, schon allein das Stellen dieser Frage würde den Horizont gegenüber der politischen Kultur der vorgeblichen «Alternativlosigkeit» und der Wachstumsreligion erheblich weiten – denn schnell würde ja klar werden, dass Wachstum nicht die Antwort auf diese Frage sein kann.

Die Suchbewegung zur Beantwortung dieser Frage müsste vielmehr ganz andere, scheinbar antiquierte Kategorien als Orientierungsmarken nehmen: Kategorien wie Verantwortung, Gerechtigkeit, Zukunftsfähigkeit, gutes Leben. Solche Kategorien haben nämlich Entsprechungen in der Lebenswelt der Menschen. Dass man Verantwortung trägt für andere, ist eine basale Erfahrung jener, die innerhalb von sozialen Beziehungen groß geworden sind und leben – und das sind alle Menschen. Dass es ein fundamentales Gefühl für Fairness und Gerechtigkeit gibt, belegen die «behavioral economics» genauso wie die Sozialpsychologie. Menschen, die Kinder haben, kennen auch ein gelebtes Gefühl von Generationengerechtigkeit. Zukunftsfähigkeit ist etwas, nach dem wir alle streben: Bedingungen herzustellen, mit denen es sich auch in einer offenen Zukunft erwartbar gut leben lässt. Und das gute Leben öffnet exakt den Frageho-

izont für die Suchbewegung der nächsten ein, zwei Jahrzehnte. Denn das gute Leben offeriert die globalisierte Wachstumswirtschaft nicht – sie zerstört es.

Ohne diese in der Zukunft lokalisierte Frage nach dem guten Leben fehlt jeder Entscheidung in der Gegenwart der Bezugspunkt – genau deshalb können Politiker unwidersprochen behaupten, diese oder jene Entscheidung sei «alternativlos», obwohl doch das Suchen und Abwägen von Alternativen das zentrale Wesensmerkmal von Demokratie ist. Erst wenn ich weiß, wohin ein Weg führen soll, kann ich über die Richtung befinden, die einzuschlagen ist. Darum, aber auch um den Zukunftsverhinderern des «business as usual» ein Konzept entgegenzustellen, muss die Zukunft wieder eine Kategorie des Politischen werden. Das kann nicht die des 20. Jahrhunderts sein. Die Menschheitsbeglückungsutopien vom Typ Faschismus und Kommunismus haben in aller Eindringlichkeit vor Augen geführt, dass Totalitarismen immer tödlich enden; die Suchbewegung des 21. Jahrhunderts muss vielmehr auf Reversibilität, Fehlerfreundlichkeit, Kleinräumigkeit und Achtsamkeit bedacht sein.

Ihr Utopisches ist kleinteilig, nicht großräumig, aber gerade darum kann es, wie viele unmittelbar wirklichkeitsverändernde Praxisprojekte zeigen, *sofort* in Wirklichkeit transformiert werden. Da gerade die reichen und freien Gesellschaften ihren Mitgliedern außerordentlich große Handlungsspielräume offerieren, braucht dieser Typ Utopie keine Vorbedingungen, er erfordert keinerlei Wartezeit darauf, bis irgendwo ein transnationales Abkommen geschlossen oder eine globale Klimaschutzbehörde eingerichtet ist. Das geht einfach so, mit einem ganz anderen Begriff von Fortschritt, einem, der den Rückbau von Großkategorien und Großstrategien immer schon mitdenkt, weil er sich an Kleinteiligkeit orientiert.

Nicht nur in den reichen Gesellschaften finden sich zahlreiche Unternehmen, Initiativen und Projekte, die Teile der Wirklichkeit verändern und damit den Vorteil der Anschaulichkeit haben: Eine autofreie Stadt wie Hasselt erzählt genauso eine Geschichte über die Möglichkeit einer anderen Praxis von Mobilität wie der in eine Fußgängerzone verwandelte Broadway in New York. Ein Textilunternehmen, das «cradle to cradle» produziert, dokumentiert das Existieren anderer Möglichkeiten ebenso wie Grameen Shakti, die flächendeckende Installierung von Solarenergiepanels auf der Basis von Mikrokrediten in Bangladesch – ein Projekt, das soziale, ökonomische und ökologische Vorteile kombiniert. Was aber allen Projekten und Initiativen dieser Art einstweilen fehlt, ist eine umschließende politische Programmatik, die deutlich macht, dass man es hier mit einem Gegenentwurf zum Dystopia der Wachstumsgesellschaften zu tun hat. Alle Projekte bilden schon Zukunft, aber eben nicht als bloße Entwürfe, sondern als gelebte Beispiele. Das politische Problem dieser gelebten Zukunft ist einstweilen ihre Partikularität, ihre Kleinteiligkeit, die sie als gesellschaftliche Gegenkraft bislang so unscheinbar macht.

Das ist übrigens der Unterschied zum «Apollo»-Projekt der Nachhaltigkeit, über das gelegentlich nachgedacht wird: ein Projekt der Umsteuerung, das mit derselben Emphase und Emotion von der Zivilgesellschaft getragen wird, wie

die Landung auf dem Mond in den 1960er-Jahren. Das klingt nach gemeinsamer Anstrengung, nach Identität und dem erfolgreichen Umwerfen des Ruders zurück in die richtige Richtung, aber es beruht auf einem Denkfehler: Das «Apollo»-Projekt hatte deshalb identifikatorische Kraft, weil es dem Fortschrittsimperativ der industriellen Moderne entsprach, und der war eben in den 1960er-Jahren noch ganz ungebrochen. Diese «Apollo»-Projekte finden in der Gegenwart leider dauernd statt. Sie heißen «Ausbau des Frankfurter Flughafens», «Shanghai» oder «Carbon Capture and Storage»; wenn es ganz dumm kommt, heißen sie auch «Geo-Engineering». Projekte dieses Typs sind nicht zukunftsfähig; sie können deshalb auch kein Paradigma des Umsteuerns bilden, weil sie dem industriegeellschaftlichen Fortschrittsbegriff verhaftet sind.

Zum Schluss wird klar: Die Transformation zur Post-Wachstumsgesellschaft ist kein Projekt, das Ökonomie und Technologie bewältigen könnten. Beide sind nur so klug oder so dumm wie die politische Figuration, in der sie wirksam werden. Der notwendigen Transformation fehlt es einstweilen an Leitvorstellungen, wie sie die frühindustrialisierten Gesellschaften in den Kategorien Fortschritt, Freiheit, Wohlstand und eben im Wachstum hatten. Die Etablierung neuer mentaler Infrastrukturen kommt nicht ohne neue Leitvorstellungen aus, aber wenn diese sich eben nicht quasi-natürlich in die Alltagsvollzüge und Lebensstile, in die Selbstkonzepte und Zukunftshorizonte einschreiben, bleiben sie nur das: Vorstellungen.

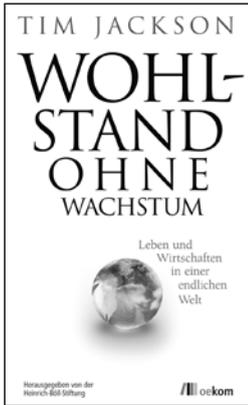
Man wird sehen, ob die erwähnten kleinteiligen Praxisformen genügend Anschaulichkeit und Attraktivität entfalten können, um sie zu Treibern der notwendigen gesellschaftlichen Transformation werden zu lassen. Immerhin haben sie nicht nur den Charme, dass man sofort ähnliche Projekte starten kann, sie sind auch identitätskonkret, formulieren ein praktisches «Wir», sind schwer zu vereinnahmen und führen das Umsteuern nicht in Gestalt von Szenarien, sondern als gelebte Praxis vor. Ihnen freilich fehlt im Augenblick noch die Qualität der Gegengeschichte, und sie sind unpolitisch. Sie formulieren in der Regel ein partikulares Anliegen: besseres Gemüse oder besseren Strom zu erzeugen; gegen Großprojekte wie neue Flughäfen oder gegen die zukunftsverhindernden Strategien der Energiekonzerne.

Aber erst wenn sich der Protest gegen das Fliegen und nicht gegen die Flughäfen wenden würde, würde er politisch werden und eine handfeste Intervention gegen die gegebenen materiellen, institutionellen und mentalen Infrastrukturen. Es geht um Exit-Strategien aus dem Wachstum, nicht um das Konservieren einer kulturellen Praxis, die ihre eigenen Überlebensbedingungen unterminiert. Und solche Strategien werden sich nicht in den unseligen Koalitionen zwischen «Experten» und «der Politik» entwickeln lassen. Die Erfindung einer Gesellschaft nach dem Wachstum ist ein zivilgesellschaftliches Projekt, dessen Umsetzung man an niemanden delegieren kann.

Literatur

- Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz und Reaktorsicherheit (BMU) (Hg.) (2008): *Die Dritte Industrielle Revolution – Aufbruch in ein ökologisches Jahrhundert. Dimensionen und Herausforderungen des industriellen und gesellschaftlichen Wandels*, Berlin.
- Brose, Hanns-Georg/Hildenbrand, Bruno (1988): Biographisierung von Erleben und Handeln in: dies. (Hg.), *Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende*, Opladen, S. 11-30.
- Diamond, Jared (2005): *Kollaps*, Frankfurt/Main.
- Elias, Norbert (1969): *Über den Prozess der Zivilisation*, 2 Bde., Bern/München (zuerst 1939).
- Hagner, Michael (2010): *Der Hauslehrer: Die Geschichte eines Kriminalfalls. Erziehung, Sexualität und Medien um 1900*. Frankfurt/M.
- Hölscher, Lucian (2010): Ist die Zukunft schon vorüber? *Berliner Republik*, 5/2010, S. 22-26.
- Hüther, Gerald (2001): *Bedienungsanleitung für ein menschliches Gehirn*, Göttingen.
- Imhof, Arthur E. (1984): *Die Verlorenen Welten. Alltagsbewältigung durch unsere Vorfahren – Und weshalb wir uns heute so schwer damit tun*, München.
- Jackson, Tim (2011): *Wohlstand ohne Wachstum*. München.
- Keupp, Heiner/Kraus, Wolfgang u.a. (1999): *Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identität in der Spätmoderne*, Reinbek.
- Kohli, Martin (1988): Normalbiographie und Individualität: Zur institutionellen Dynamik des gegenwärtigen Lebenslaufregimes, in: Brose, Hanns-Georg/Hildenbrand, Bruno (Hg.), *a.a.O.*, S. 33-53.
- Koschorke, Albrecht (2008): Spiel mit der Zukunft. *Süddeutsche Zeitung*, 30.10.2008.
- Laplanche, Jean/Pontalis, Jean B. (1973): *Das Vokabular der Psychoanalyse*. Frankfurt/M.
- Lüdtke, Alf (2002): «Deutsche Qualitätsarbeit» – ihre Bedeutung für das Mitmachen von Arbeitern und Unternehmern im Nationalsozialismus, in: Assmann, Aleida/Hiddemann, Frank/Schwarzenberger, Eckhard (Hg.), *Firma Topf & Söhne: Hersteller der Öfen für Auschwitz: ein Fabrikgelände als Erinnerungsort?*, Frankfurt/Main, S. 123-138.
- Markowitsch, Hans J./Welzer, Harald (2005): *Das autobiographische Gedächtnis. Hirnorganische Grundlagen und biosoziale Entwicklung*, Stuttgart.
- Marx, Karl (2008): *Das Kapital*, Bd.1: Der Produktionsprozess des Kapitals, hg v. Rosa-Luxemburg-Stiftung, Berlin (zuerst 1867).
- Miegel, Meinhard (2010): *Exit. Wohlstand ohne Wachstum*, Berlin.
- Mönnich, Horst (1951): *Die Autostadt*, München.
- Osterhammel, Jürgen (2009): *Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts*. München.
- Paech, Niko (2011): Vom grünen Wachstumsmythos zur Postwachstumsökonomie, in: Welzer, Harald/Wiegandt, Klaus (Hg.), *Perspektiven einer nachhaltigen Entwicklung – Wie sieht die Welt im Jahr 2050 aus?*, Frankfurt/Main (im Erscheinen).
- Rosa, Hartmut (2005): *Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne*, Frankfurt/Main.
- Rosa, Hartmut (2009): Zeitforscher fürchtet Entrhythmisierung der Woche. Hartmut Rosa im Gespräch mit Joachim Scholl, Interview Deutschlandradio Kultur, 26.9.2009, <http://www.dradio.de/dkultur/sendungen/thema/986480/>
- Sachs, Wolfgang/Santarius, Tilman (2007): *Fair Future. Resource Conflicts, Security and Global Justice*. London.
- Sachs, Wolfgang (2009): *Sozialer Zusammenhalt ohne Wachstum?* Unv. Ms.
- Sachs, Wolfgang (1991): *Die Liebe zum Automobil. Ein Rückblick in die Geschichte unserer Wünsche*, Reinbek.
- Schivelbusch, Wolfgang (2004): *Geschichte der Eisenbahnreise. Zur Industrialisierung von Raum und Zeit im 19. Jahrhundert*. Frankfurt/M. (zuerst 1977).
- Seidl, Irmi/Zahrnt, Angelika (Hg.) (2010): *Postwachstumsgesellschaft. Konzepte für die Zukunft*, Marburg.

- Simmel, Georg (2009): *Philosophie des Geldes*, Köln (zuerst 1907).
- Shore; Bradd (1996): *Culture in Mind: Cognition, Culture, and the Problem of Meaning*, New York.
- Sommer, Bernd/Welzer, Harald (2010): *Der Traum vom «Grünen Wachstum»*. Rundbrief Forum Umwelt und Entwicklung 2/2010, S. 3-4.
- Thompson, Edward P. (1987): *Die Entstehung der englischen Arbeiterklasse*, Frankfurt/Main.
- Tomasello, Michael (2002): *Die kulturelle Entwicklung des menschlichen Denkens. Zur Evolution der Kognition*, Frankfurt/Main.
- Ullrich, Wolfgang (2006): *Habenwollen. Wie funktioniert die Konsumkultur?* Frankfurt/Main.
- Veblen, Thorstein (2007): *Theorie der feinen Leute. Eine ökonomische Untersuchung der Institutionen*, Frankfurt/M. (zuerst 1899).
- Vogl, Joseph (2009): Poetik des ökonomischen Menschen. Metamorphosen des Subjekts in der Moderne, *Literaturkritik.de*, Nr. 5.
- Vogl, Joseph (2008): *Kalkül und Leidenschaft. Poetik des ökonomischen Menschen*, Zürich.
- Voser, Peter (2010): Mobilität. Ein Königsweg ist noch nicht gefunden, *ADAC-Motorwelt*, 9/2010, S. 22.
- Weber, Max (2006): *Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus*, München (zuerst 1904).
- Weiding, Rudi (u.a. Redaktion) (1986): *Soziale Triebkräfte ökonomischen Wachstums, 4. Kongreß der marxistisch-leninistischen Soziologie*, Berlin.



NEUERSCHEINUNG

Wohlstand ohne Wachstum

Leben und Wirtschaften in einer
endlichen Welt

Was garantiert Wohlstand und sozialen Frieden? Wie ein Mantra kommt die Antwort aus Politik und Wirtschaft: Wachstum, Wachstum, Wachstum! Aber dürfen wir das noch glauben angesichts der jüngsten Finanz- und Wirtschaftskrisen – und angesichts der ökologischen Schäden, die unser Wirtschaften produziert? Die ärmeren Länder brauchen noch Entwicklung; aber in den hoch entwickelten Ländern verdichten sich die Hinweise, dass stetig steigender Konsum das menschliche Glück nicht mehr wesentlich steigert, vielleicht sogar beeinträchtigt. Schlimmer noch, die Ökosysteme, auf denen unser Wirtschaftssystem ruht, drohen unter der Einwirkung des steigenden Konsums zusammenzubrechen. Außerdem verringern sich zusehends die Ressourcen – gleich ob Öl oder seltene Metalle –, so dass wir gezwungen sind, neue Wohlstandskonzepte zu entwerfen, die nicht auf stetiges Wachstum und Verbrauch gründen.

Der britische Ökonom Tim Jackson skizziert in seinem Buch *Wohlstand ohne Wachstum* die Vision einer Postwachstumsökonomie, in der die Quellen für Wohlergehen und bleibenden Wohlstand erneuert und gestärkt werden.

»Ein Buch, welches man einfach lesen muss ... mutig, originell und umfassend.« *Anthony Giddens*

Tim Jackson

Wohlstand ohne Wachstum

Leben und Wirtschaften in einer endlichen Welt

Hrsg. von der Heinrich-Böll-Stiftung

Aus dem Englischen von Eva Leipprand

oekom Verlag, 1. Auflage, München 2011, zahlreiche Abbildungen,

240 Seiten, Preis: 19,95 Euro

ISBN 978-3-86581-245-2



NEUERSCHEINUNG

Zur Lage der Welt 2011

Hunger im Überfluss: Neue Strategien gegen Unterernährung und Armut

Die globale Landwirtschaft steht am Scheideweg: Beinahe ein halbes Jahrhundert nach dem Beginn der Grünen Revolution leidet ein großer Teil der Weltfamilie immer noch chronisch Hunger, obwohl niemals zuvor mehr Nahrungsmittel produziert wurden. Im Juli 2009 startete das Worldwatch Institute (WWI) ein zweijähriges Projekt, um agrarwissenschaftliche Innovationen zu erfassen und zu bewerten. Ein Ergebnis dieses Projekts ist der vorliegende, mittlerweile 28. Bericht der renommierten Reihe „Zur Lage der Welt“. Das Buch stellt praktische und nachhaltige Lösungen vor, die Hunger und Armut auf der Welt verringern können – von der Tropfbewässerung über die Dachbegrünung, von der Agroforstwirtschaft bis hin zu neuen Projekten zum Schutz der Böden. Ein spezieller Beitrag zeigt, wie sich solche Bemühungen durch eine entsprechende Agrar- und Handelspolitik der EU verstärken lassen. Die deutsche Ausgabe erscheint in Zusammenarbeit mit der Heinrich-Böll-Stiftung und Germanwatch.

Worldwatch Institute (Hrsg.)

In Zusammenarbeit mit der Heinrich-Böll-Stiftung und Germanwatch

Zur Lage der Welt 2011

Hunger im Überfluss: Neue Strategien gegen Unterernährung und Armut

Mit Vorworten von Olivier de Schutter, Barbara Unmüßig und Klaus Milke sowie einem

Sonderbeitrag von Christine Chemnitz und Tobias Reichert zur EU-Agrarpolitik

oekom Verlag, 1. Auflage, München 2011, zahlreiche Tabellen und Abbildungen

288 Seiten, Preis: 19,95 Euro

ISBN 978-3-86581-241-4

■■ HEINRICH BÖLL STIFTUNG FREUNDINNEN + FREUNDE

Die Freundinnen und Freunde der Heinrich-Böll-Stiftung unterstützen die Werte und Ziele der Stiftung. Sie fühlen sich der politischen und moralischen Haltung Heinrich Bölls verbunden. Menschenrechte, Kunst und Kultur liegen den Freundinnen und Freunden der Heinrich-Böll-Stiftung am Herzen. Mit ihren Mitgliedsbeiträgen fördern sie unbürokratisch und schnell Menschenrechtsaktivisten, Künstler und Kunstprojekte.

Angebote an die Freundinnen und Freunde:

- exklusive Informationen über die Stiftungsarbeit
- spezielles Veranstaltungsangebot
- politische Begegnungsreisen zu den Auslandsbüros
- Vernetzung im grünen Umfeld
- persönliche Einladungen zu besonderen Veranstaltungen wie der Petra-Kelly-Preisverleihung oder dem Sommerfest des Heinrich-Böll-Hauses in Langenbroich
- Verlinkung unserer Homepage mit ihrer Website

Wir laden Sie ein, Mitglied zu werden und damit Teil unserer grünen Ideenwerkstatt und unseres internationalen Netzwerkes – ob als Privatperson, als Institution oder als Unternehmen. Als Freund oder Freundin tragen Sie dazu bei, Qualität und Selbstständigkeit der Heinrich-Böll-Stiftung langfristig zu sichern.



«Die Heinrich-Böll-Stiftung ist ein Stück autonomer und engagierter politischer Kultur in Deutschland – sie verdient Ihre Unterstützung.»

György Dalos, ungarischer Autor in Berlin

Machen Sie mit!

Heinrich-Böll-Stiftung
Schumannstraße 8, 10117 Berlin
T 030 28534-112 F -119 E info@boell.de

Informieren Sie sich über unser Programm unter: www.boell.de/freundeskreis



Die Kritik an der alles dominierenden Vorstellung eines ewigen Wachstums ist angesichts der Finanzkrise und des Raubbaus an unseren natürlichen Lebensgrundlagen notwendiger denn je zuvor. Doch das Wachstum als Wille und Vorstellung herrscht nicht nur in Konzernzentralen, an Börsen oder in Ministerien; die Lust nach Neuem, nach Konsum und Wachstum ist als «mentale Infrastruktur» in den Wünschen, Hoffnungen und Werten eines jeden Einzelnen veran-

kert. Der individuelle Lebensstil wird daher zum Schlüssel für die Zukunft. Ökonomische Innovationen allein dürften nicht reichen, um Wirtschaft und Gesellschaft zukunftsfähig zu machen. Der Essay des Sozialpsychologen Harald Welzer ist ein Stück Aufklärung in bester Tradition: Er hilft uns, die Mechanismen und Prinzipien zu durchschauen, auf denen unsere Ideale und Wünsche fußen, und macht den Weg frei für Veränderung.

Heinrich-Böll-Stiftung e.V.

Die grüne politische Stiftung

Schumannstraße 8, 10117 Berlin

T 030 285340 F 030 28534109

E info@boell.de W www.boell.de

ISBN 978-3-86928-050-9